

Ganz gleich, welches Mischungsverhältnis von Arrangement, Verweigerung und Protest man wählte und durch welches Milieu der Sozialisationsprozeß abgestützt wurde, in jedem Falle war der Prozeß der Sozialisation weitgehend abgeschnitten vom öffentlichen Leben. Selbst dort, wo das Individuum eine gewisse Eigenständigkeit aufzubauen vermochte, fehlte ihm daher die Möglichkeit, sich in der Öffentlichkeit zu bewähren und hervorzutreten. Nur im öffentlichen Leben kann man es aber lernen, das Verhältnis zwischen Selbstdurchsetzung und Selbstzurücknahme auszubalancieren. Die Schwierigkeiten, die viele Ostdeutsche nach der Wende hatten, sich in der Öffentlichkeit zu präsentieren und darzustellen, sind Ausdruck dieser von der Öffentlichkeit abgeschirmten Sozialisationsbedingungen. (Beifall)

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Ich danke unseren drei Referenten für die anregenden Bemerkungen. Ich habe jetzt bereits einige Kollegen aus der Enquete-Kommission auf der Rednerliste. Es beginnt Herr Jacobsen, anschließend Herr Maser.

Sv. Prof. Dr. Hans-Adolf Jacobsen: Liebe Frau Hanke, ich fand Ihre Ausführungen sehr instruktiv, und ich glaube, sie waren ein guter Ausgangspunkt für eine Diskussion, soweit das im Rahmen der Enquete-Kommission möglich ist. Nun wissen wir ja aus unseren historischen Erkenntnissen, in welchem Umfange im Dritten Reich die Deutschen aus Gründen, die ich im einzelnen nicht darlegen möchte, zumindestens bis 1940 bereit und fähig waren, sich mit den Werten und dem System zu identifizieren. Es war nicht nur gespielte Übereinstimmung, die nach 1940 zu bröckeln anfing, als es im Kriege dann anders verlief, als man es sich vorgestellt hatte. In der DDR, das wissen wir, war diese Fähigkeit und Bereitschaft zur Identifizierung um ein vielfaches geringer. Und hier scheint mir, müßte man vielleicht doch noch stärker andeuten einen Aspekt – Herr Dieckmann hat das sehr nett an dem kleinen Beispiel verdeutlicht –, nämlich die weltweite Kommunikation, die Möglichkeiten heute, im Rahmen der Sozialisation sich zu informieren, sich andere Bilder anzusehen und diese Bilder zu vergleichen mit dem eigenen Anspruch. Das heißt, wenn wir den ersten Bereich nehmen – soziale Gerechtigkeit als ein entscheidender Wert –, dann kann man natürlich sagen, gut, die junge Generation hat mehr und mehr, aber auch die ältere, wenn auch langsamer vielleicht, die Kluft zwischen Theorie und Praxis erkennen können, was also nicht stimmte und wie weit der Anspruch nicht realisiert werden konnte. Aber das Schwierige war in jedem Falle, eine geplante sozialistische Persönlichkeit zu entwickeln in einer Phase, in der ja permanent das Gegenbild vorhanden war und immer stärker Einfluß nahm. Wir wissen, aus welchen Gründen die DDR-Führung genauso wie die der anderen kommunistischen Staaten alles versucht hat, Informationen zu blockieren, ich denke nur an die Auseinandersetzungen im Rahmen der KSZE, bei denen das besonders deutlich zum Tragen kam. Man sollte vielleicht den Bereich Medien und weltweite Kommunikation stärker bei der Frage, warum die Sozialisation im sozialistischen Sinne nicht gelungen ist, behandeln.

Ein weiterer Aspekt beschäftigt mich nach dem, was heute vormittag, ich glaube mit einer gewissen Berechtigung, angedeutet wurde – daß Fragen der „Identität“ mit der DDR nach der Vereinigung eigentlich sehr viel stärker hervorgetreten sind, als es früher der Fall gewesen ist. Könnte das mit dem Wert des sogenannten sozialistischen Humanismus, der ja auch in Westdeutschland eine große Rolle gespielt hat, zu tun haben? Ich denke an die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen an den Universitäten Ende der sechziger Jahre, da sind diese Probleme auch immer wieder in den Mittelpunkt gestellt worden. Ich will den einen Begriff nehmen – größere soziale Gerechtigkeit in der Menschheit, etwa vor dem Hintergrund der Dritten Welt, dem Unterschied zwischen Arm und Reich, und da ist die Spanne immer größer. Das hat unsere junge studentische Generation sehr dramatisch im Westen diskutiert, und das stand in der DDR zwar im Mittelpunkt der sogenannten sozialistischen Persönlichkeit, aber man hat es doch mehr von der Theorie oder von der Seite der Indoktrination her sehen müssen. Und nun, 1990, kommen Menschen, die da an dieses Ideal geglaubt haben, auch jüngere, und erwarten größere soziale Gerechtigkeit in dem System, das ihnen von oben mehr oder weniger verordnet wurde, und dann stellen sie fest, größere soziale Gerechtigkeit in ihrem Sinne, idealistischer Art, gibt es eigentlich ebenfalls wenig, hier werden auch die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer, das heißt, der sogenannte Kapitalismus, die Führungen der demokratischen Gesellschaften sind nicht in der Lage, diese größere soziale Gerechtigkeit als ihren Wert zu verwirklichen, und von daher kommen auch das Mißtrauen und die Kritik. Kann man das so sehen? Müßte man diese Frage weiter verfolgen?

Ein weiterer Punkt: Mich würde interessieren, Frau Hanke, wie schätzen Sie denn nun im Rahmen der permanenten Kommunikation zwischen Ost und West Möglichkeiten und Grenzen des Einflusses aus dem Westen ein im Hinblick auf die Sozialisation? Wir werden im Rahmen der Enquete-Kommission uns noch mit dem Thema der sogenannten Entspannung von unten befassen müssen. Wie ist es denn gelungen, die sozialistischen Systeme – ich will es vorsichtig formulieren – auszuhebeln ohne Gewalt, indirekt, indem man immer zeigte, daß es hier eine gerechtere, eine bessere Ordnung gibt, obgleich die andere Seite behauptete, eine bessere zu haben? Das heißt, daß eigentlich diese Einflüsse vom Westen über die von mir genannten Medien dann doch dazu geführt haben, die Menschen – das betrifft natürlich nicht nur die DDR, ich habe das in Polen dramatisch erlebt, noch dramatischer in der Sowjetunion – unsicher werden zu lassen im Hinblick auf die Einschätzung ihres Systems und dessen Werte in dem Augenblick, in dem sie mit einem Vertreter des anderen Systems kooperieren und feststellen, das stimmt ja gar nicht, was uns vermittelt wird im Hinblick auf die gerechtere Ordnung. Ich will das nur mit einem kleinen Beispiel abschließend verdeutlichen. Wir haben in der Sowjetunion, aber auch in der DDR, immer diskutiert im Hinblick auf die sogenannte Überlegenheit des einen Systems, und es kam von polnischer Seite dann die wunderbare Frage in der Mitte der siebziger Jahre, als wir schon mehr und mehr kooperierten: Worin besteht eigentlich der Unterschied zwischen dem

sozialistischen System und dem demokratischen? Und ich wurde gefragt, das doch mal zu erläutern. Im sozialistischen System bestehe die Freiheit der Meinungsäußerung, die amerikanische Verfassung hingegen garantiere die Freiheit *nach* der Meinungsäußerung. Das heißt, hier würde man tatsächlich den fundamentalen Unterschied sehen. – Also könnten Sie noch etwa sagen über den Einfluß westlicher Kommunikation und Wertvorstellungen auf die veränderte Werthaltung gerade in der DDR. Natürlich konnte das auch über die Verwandtschaft geschehen – stärkere Kommunikation und Besuche –, als das vielleicht in anderen Ostblockstaaten der Fall gewesen ist.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczyk: Herr Maser als nächster, anschließend Herr Mocek.

Sv. Prof. Dr. Peter Maser: Ich möchte zunächst eine Frage an Frau Kollegin Hanke richten. Sie haben ja eine Reihe von Faktoren und Elementen benannt, die auf soziale Prägung bis hin zum evangelischen Pfarrhaus eingewirkt haben. Meine Frage wäre: Ist das in irgendeiner Weise quantifizierbar? In welchem Umfang hat es eine Rolle gespielt, wenn in Familien – ich sage es jetzt einmal so verkürzt – Westverwandtschaft präsent war, das heißt, wenn da also regelmäßig Menschen aus der Bundesrepublik, Verwandte, zu Besuch kamen und auf diese Weise noch einmal eine Art von Kommunikation und Information möglich wurde über das hinaus, was man möglicherweise per Fernsehen, Rundfunk usw. von diesem anderen deutschen Staat wahrnehmen konnte? Mir ist das eigentlich erst in diesem Moment deutlich geworden, daß man da möglicherweise auch einen gewissen Informationsvorsprung hatte, wenn man Lebenssituationen unmittelbar und eben auch auf der privaten Ebene miteinander vergleichen konnte, tatsächlich also genau wußte, wie lebt der andere und was kann er mit seinen Möglichkeiten machen. Läßt sich vielleicht auch feststellen, was es heute an Problemen gibt in solchen – ich will es auch hier mal so verkürzt ausdrücken – Familien mit Kommunikation, daß es da also ein Stückchen einfacher ist, einfach weil auch die Überraschungen auf der einen Seite und auf der anderen auch die Illusionen nicht so groß waren, wenn man den direkten Zugriff hatte? Es hat doch möglicherweise einen Sinn gehabt, daß zum Schluß immer mehr Geheimnisträger in der DDR installiert waren, um solche persönlichen Kontakte einzuschränken.

Das Zweite, was ich hier ansprechen möchte, wozu ich also Herrn Kollegen Pollack bitte, die Dinge noch etwas zu verdeutlichen, ist folgendes: Sie haben hier auf den Unterschied zwischen System und Lebenswelt verwiesen und die Dinge ziemlich weit auseinandergenommen, haben dann eine Bezeichnung für die DDR, so wie sie war, gewählt, die ich in der Eile nicht mitbekommen habe, die auf jeden Fall aber das Wort „Diktatur“ vermied. Sie werden wahrscheinlich sehr schnell noch mal dann in Erinnerung rufen können, wie Sie zusammenfassend die DDR hier bezeichnet hatten. Meine Frage ist nun, ob nicht das eigentliche Problem eben doch darin besteht, daß zumindest in vielen Milieus Systemwelt und Lebenswelt zunehmend enger ineinanderkamen. Möglicherweise müssen wir uns auch immer die Frage stellen: Aus welchen

persönlichen Erfahrungen und Einsichten heraus betrachten wir das? Und vor allen Dingen auch: Wie groß waren eigentlich die einzelnen Gruppen, die beschrieben werden als solche, in denen es Prozesse der Emanzipation usw. gab? Wie groß waren diese Gruppen, wie viele Menschen waren das im Vergleich mit anderen Gruppen und Schichten, in denen die Trennung zwischen der System- und der Lebenswelt eventuell immer geringer wurde oder gar zusammenfiel? Das ist bestimmt nicht ein Akt des bewußten sich auf diese Dinge Einstellens gewesen. Da hat es gewiß sehr viele Abschleifungsprozesse gegeben. Da hat es ja auch den Prozeß gegeben, daß die DDR in mancher Beziehung ein Stückchen kommoder wurde und insofern der große Konflikt nicht jeden Tag unbedingt und zwangsläufig für jeden Menschen angesagt war. Wenn Sie noch etwas dazu sagen würden, wäre ich Ihnen dankbar.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Herr Mocek bitte, anschließend Herr Burrichter.

Sv. Prof. Dr. Reinhard Mocek: Der Vortrag von Frau Hanke ist für mich auch der Einstiegspunkt, und zwar für dieses weite Feld „Überzeugungskraft des Sozialismus.“ Bei der von Frau Hanke doch beeindruckend aufgewiesenen Fülle an geplanten und normierten und schablonenhaften Sozialisierungen ist das natürlich auf den ersten Blick wirklich verwirrend und läßt sich wohl nur in dem Sinne aufreißen, wie das Herr Bude hier angedeutet hat. Ich möchte noch etwas hinzufügen, was das vielleicht noch ergänzen könnte. Vor allen Dingen Studenten, aber auch Intellektuelle, die mit der marxistischen Theorie einen mehr oder weniger lehrhaften Kontakt oder dazu im Lernprozeß ihrer Ausbildung Kontakt hatten, merkten natürlich den Gegensatz zwischen der Realität und vielen theoretischen zustimmungsfähigen Aspekten gerade zu Menschenbild und Persönlichkeit auf der einen Seite. Wenn ich nur mal an das Marx-Wort denke – es sei mir verziehen, wenn ich hier einmal ein solches Zitat bringe, aber hier paßt es natürlich von der Sache herein –, was ist gesellschaftlicher Reichtum anderes, hat Marx gesagt, als die Universalität der Bedürfnisse, Fähigkeiten, Genüsse und Produktivkräfte der Persönlichkeit, der Individuen. Das war also sein Persönlichkeitsbild: die Universalität der Bedürfnisse, Genüsse, Fähigkeiten und Produktivkräfte der Individuen. Auf der anderen Seite das Menschenbild der SED: muffig, spießig, der Mensch ist eigentlich der produktive bewußte Mittdreißiger männlichen Geschlechts, und die alte Führungsgarde, die die hingeschwundene Jugendlichkeit durch ein zwar faltiges, dem Wesen nach aber jugendfrisches Antlitz ersetzte – also ein Gegensatz zwischen einem theoretischen Programm, das durchaus für sich zu werben vermochte und – ich kann es gar nicht besser sagen, als Frau Hanke das hier gesagt hat – einem praktisch-propagandistisch dargestellten, verzerrten, schablonenhaften Menschenbild, dem man sich wirklich kaum verschreiben mochte oder konnte. Ich glaube, diese Differenz – die Theorie ist doch viel hehrer und besser als diese miese propagandistische Praxis oder Realität – hat natürlich dann auch für viele, die in diesen theoretischen Diskussionsprozeß einbezogen waren, die Entscheidung für solche Theorien, für zustimmungsfähige theoretische Aspekte befördert. Zum anderen das Fortleben von

alten Idealen: Frau Hanke, Sie haben vorhin ein Zitat von Ulbricht gebracht und dann das Wort „Arbeiterklasse“ durch das Wort „Partei“ ersetzt, also daß die Erziehung an die Ideale der Arbeiterklasse, sprich der Partei, gebunden war. Also da würde ich jetzt ein Fragezeichen setzen, ob das in dem Sinne wirklich das Konzept war, denn das idealisierte Bild der Arbeiterklasse entsprach überhaupt nicht der Realität. Das idealisierte Bild der Arbeiterklasse hatte positive Effekte vor allem für diejenigen, die eben aus diesen Schichten stammten und plötzlich jetzt soziale Werte ihrer Schicht zu einer staatstragenden Formation erhoben sahen. Ich glaube, das waren natürlich gar nicht pure Ideologismen, das Sinnbild der Arbeitswelt als Quelle allen Reichtums; Ordnungssinn, Fleiß, Klasseninstinkt kamen dazu. Das Klassenbewußtsein wurde der Arbeiterklasse ja gar nicht zugesprochen, aber auch Fortleben von so etwas wie Tradition des Selbstbewußtseins und des Kampfes waren durchaus Momente, die identifikationsstiftend waren und wo man sich dann auch in der Parteiterminologie sehr bewußt eben nicht auf die Partei, sondern auf diese Arbeiterklasse als Vorbild für ein ganzes Erziehungsprogramm stützen konnte, was übrigens in diesem Falle in Übereinstimmung mit der marxistischen Theorie steht. Das sind für mich zwei Punkte, die vielleicht dieses Moment der Überzeugungskraft noch etwas befördern könnten.

Ein letzter Punkt zu der ganzen Informationsfrage – „Abschaffung der Information“, so haben Sie ja zugespitzt formuliert: Ich würde sagen, bei dem zunehmenden täglichen Stundenanteil an Informationen durch ARD und andere den größten Teil der DDR erreichende Medien kann man das wohl in dieser Absolutheit nicht sagen. Die Abschaffung war natürlich konzeptionell, das ist völlig klar, aber de facto war von dieser Abschaffung längst nicht mehr die Rede. Gerade daraus resultierten viele neue Spielräume, auf die Herr Bude und Herr Pollack hier eingegangen sind. Aber ich frage nun auch Herrn Bude: Woraus erklärt sich nun die doch letztlich nur mäßige Durchschlagskraft dieser Spielräume? Denn was ich vorhin zu Beginn gleich sagte, dieses Marx-Zitat, wo die hehre Theorie auf der einen Seite und dann dieses propagandistische Plumpe auf der anderen Seite standen, diese Marxsche Position kannten natürlich die allerwenigsten. Das hatte überhaupt keine Durchschlagskraft, kein Präsentationsvermögen in dieser Gesellschaft gehabt, sondern es blieb eigentlich mehr dieses Muffelige und Spießige und mit Ulbrichts Geschmack über Kunst und Kultur und Architektur noch zusätzlich garnierte Menschenbild übrig.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczyk: Schönen Dank. Die erste Runde schließt Clemens Burrichter ab.

Sv. Prof. Dr. Clemens Burrichter: Ich möchte mich auch in die Kontroverse zwischen Frau Hanke und Herrn Bude einschalten, die Herrn Mocek hier schon aufgegriffen hat, wissend darum, daß diese Frage, welche Faktoren den Sozialisationsprozeß letztendlich bestimmen, ob die individuellen Veranlagungen, Fähigkeiten und Eignungen oder das soziokulturelle Umfeld (was immer das sei), daß diese Frage so alt ist, wie Menschen über die Gesellschaft

und ihre Mitglieder nachgedacht haben. Wir werden in den nächsten Jahrhunderten das wahrscheinlich immer wieder mit unterschiedlichen Akzentsetzungen tun. Ich selber habe in meinem kurzen Leben schon mehrere verschiedene Paradigmen in dieser Hinsicht mitmachen oder beobachten können. Mir ist es aber deswegen wichtig, weil auch der Rückgriff auf Marx von Herrn Mocek mir noch nicht weit genug geht. Ich denke, wenn wir die Frage radikal stellen nach dem Menschenbild der sozialistischen Theorie und dabei nicht nur auf Marx zurückgreifen, sondern auf die Entwicklung, wie es seither in den Diskussionen und in der Realpolitik durchgesetzt wurde, dann werden wir feststellen, daß in der Tat die kollektivistische Überhöhung selbst da, wo in der marxistischen Diskussion dann gelegentlich eine stärkere individualistische Interpretation angemahnt wurde (was es ja gegeben hat, auch in den letzten Jahren noch), trotzdem immer wieder im Grunde genommen das Grundelement der individuellen Komponente zu gering veranschlagt wurde. Das ließe sich ja noch verstehen in einem philosophischen Diskurs, aber das hat dann seinen unmittelbaren Niederschlag gefunden in politischen Entscheidungen, und da genau liegt meiner Ansicht nach der Punkt, wenn man nun in Rechnung stellt, daß wir heute nicht mehr die Gesellschaft haben, auf die hin Marx sein Menschenbild gedacht hat, sondern eine radikal veränderte, die durch den wissenschaftlich-technischen Fortschritt, durch die Industrialisierung das Individuum auf eine ganz andere Art und Weise herausfordert. Ich würde also meinen, Frau Hanke, und damit provoziere ich Sie ein wenig, Sie haben von Ihrer Trias – inhaltlich, methodisch und Wirkungen – die erste Ebene, die inhaltliche, zu wenig problematisiert, weil Sie genau diesen Punkt nicht bis zu der Stelle vorangetrieben haben.

Noch ein zweiter Punkt: Ich beantworte gerne die Frage zwei unseres Moderators nach den verschiedenen Sozialisationsinstanzen, nämlich indem ich Ihnen sage, daß es Familie, Schule, Betrieb, FDJ, GST, Medien sind, die alle auf diesen Prozeß eingewirkt haben, und eine systematische Analyse dieser Prozesse müßte in der Tat – Herr Maser hat es bereits angesprochen – auf die unterschiedlichen Einwirkungsmöglichkeiten hinweisen. Dies gilt besonders, wenn man in Rechnung stellt, Frau Hanke, daß für unsere westliche Soziologie immer noch gilt, die Familie ist die primäre Sozialisationsinstanz, daß dies im Hinblick auf die DDR und die Veränderung der Familienstruktur durch den stärkeren Einbezug der Mutter und der Frau in den Arbeitsprozeß natürlich in der Tat eine andere Sozialisationsqualität bekommen hat, indem Kinder in wesentlich früherem Alter, im frühesten Alter bereits in Kita und in andere Institutionen aufgenommen und da bereits die Sozialisationsinstanzen in ihrem interaktiven Spiel völlig verändert wurden. Ich denke, daß wir auch dieser Frage in der Kommission noch weiter nachgehen müssen, und zwar systematisch.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczyk: Es sind jetzt eine ganze Menge Fragestellungen geäußert worden. Die meisten Anfragen richteten sich an Frau Hanke, bitte, Sie haben das Wort.

Prof. Dr. Irma Hanke: Ich möchte anfangen mit einer ganz kurzen Antwort auf Herrn Bude. Ich würde das gar nicht für falsch halten, denn ich habe versucht, diese Fragestellung „Sozialisation“ auf eine praktisch handhabbare Fragestellung zu reduzieren. Ich habe vorher versucht, genau für diesen Zweck noch mal in ein paar Handbüchern die Definitionen von Sozialisation nachzulesen, und die kürzeste war, glaube ich, anderthalb Seiten lang. Das zeigt eigentlich schon die Problematik, also man fischt da nur im Ungefähren, und nach meiner Meinung ist auch nicht umsonst die eine Zeitlang sehr ausführlich betriebene Sozialisationsforschung ein bißchen zurückgegangen, weil man da bei einer ganzen Reihe von theoretischen Problemen landete. – Jetzt kam die Frage von Herrn Jacobsen, nämlich der Hinweis, daß der Nationalsozialismus bis 1940 von der Bevölkerung getragen, und ich muß leider aus meinem Erleben sagen, auch 1945 noch von sehr vielen getragen wurde. Das ist sicherlich in der DDR so nicht der Fall gewesen. Aber was für die DDR zutrifft, wenn ich allen Untersuchungen jetzt trauen darf, ist, daß diese Werte des Sozialismus relativ unangefochten waren, und das erklärt meiner Meinung nach den Versuch, zu Anfang des Jahres 1990 den Sozialismus noch zu retten. Man muß sich einfach auseinandersetzen mit dieser Tatsache, was da gelaufen ist, und was da gelaufen ist im Vergleich zu anderen Ländern. Sie haben verwiesen auf dieses Problem der weltweiten Kommunikation – Medien, Rock und Pop, ein eindeutiger Einfluß insbesondere der Popmusik. Nach meiner Meinung war auch ganz erheblich der Einfluß der Computerkultur, den man nicht unterschätzen sollte und der auf die Dauer so etwas wie eine Eigenständigkeit der DDR absolut unmöglich gemacht hätte.

Ich habe in Ost-Berlin damals an Lesungen in einem FDJ-Kulturzentrum teilgenommen, wo bestimmte Leute dann ihre Texte vortrugen. Es war so eine Mischatmosphäre – einerseits wurden ein bißchen aufässige Texte vorgetragen, andererseits wurde nie diskutiert, weil man genau wußte, es sind so und so viel andere Leute im Raum. Dieses Nebeneinander von einerseits neuen Entwicklungen und andererseits auch noch vorhandener Kontrolle war mir sehr auffällig im Vergleich beispielsweise zu entsprechenden Erlebnissen in Polen, wo es das überhaupt nicht mehr gab, wo die Leute sich völlig offen äußerten, und zwar schon zu Beginn der achtziger Jahre. – Die soziale Gerechtigkeit als entscheidender Wert, die man eventuell auch anders oder innerhalb eines anderen Systems definieren könnte: Da meine ich in der Tat, daß dazu nicht nur eine sehr gründliche Bekanntschaft mit westlichen Theorien oder mit anderen Theorien, sondern auch gründliche Diskurse gehören. – Auch in einer Antwort auf die Frage nach den Medien würde ich sagen, daß es nach meiner Meinung nicht die Bekanntschaft mit den Westmedien ist, die den Horizont enorm erweiterte, sondern das geschah erst dann, wenn diese Westmedien, wenn deren Inhalt in irgendeiner Form diskutiert wurden, in der Familie oder in irgendwelchen Gruppen, also wenn das einen Echoeffekt hatte. Sonst hat es ja den Charakter einer vorbeilaufenden und interessanten Welt, etwa wie man über die Personage von amerikanischen Westernfilmen fabelhaft informiert sein kann und auch über die Kriegslage zu damaligen Zeiten, wie sie in sol-

chen Westernfilmen registriert wird. Ein Bezug kann immer erst hergestellt werden in persönlichen Debatten oder in persönlichen Erfahrungen, die irgendwie berühren, z.B. wenn der Onkel in den Westen gegangen ist und das und das erlebt hat und das jetzt in die Familie eingegangen ist. Das ist ein Bezugspunkt oder eben der Arbeitskreis, der sich bildet, die Freunde, die untereinander diskutieren. Aber mir scheint, daß sonst der Einfluß eigentlich nicht quantifizierbar ist, also daß der immer nur oberflächlich bleibt.

Jetzt zur Frage nach den Debatten im Westen 1968: Das ist ganz klar, es hat ja eine sozialistische Welle gegeben im Westen, und ich habe den Eindruck, daß auch die ganzen Steuerungsmechanismen mindestens genau so stark dagegen gerichtet waren, um dagegen abzuschotten, auch gegen die Entwicklung in Jugoslawien, überhaupt dagegen, eine eigene Welt aufzustellen. Das hatte nicht zuletzt eine innergesellschaftliche Funktion, die soll man nicht unterschätzen. – Zur Freiheit der Meinungsäußerung: Das Verblüffende ist mir immer wieder aufgefallen – in der damaligen CSSR auch eine ausgesprochen ängstliche Haltung, in Ungarn und Polen nicht. Dieser Unterschied ist mir trotz aller Argumente immer noch nicht voll erklärbar.

Dann zur Frage von Herrn Mocek nach der Überzeugungskraft des Sozialismus, er hat da dieses Marx-Zitat gebracht. Ich würde sagen, daß die Überzeugungskraft des Sozialismus in der Tat nicht zuletzt in der sprachlichen Kraft Marxscher oder auch Engelsscher Texte liegt. Aber genau die wurden ja eigentlich eher relativ verballhornt, die wurden im Grunde genommen gar nicht im Original gelesen. Es gab üblicherweise immer diese schrecklichen Handbücher, die das irgendwie zusammengemacht haben in einen Einheitsbrei, in dem die Strahlkraft dieser Argumente überhaupt nicht mehr zum Ausdruck kam. Daß alte Ideale da in irgendeiner Form fortgelebt haben, glaube ich schon, aber ich habe dieses Beispiel mit der Arbeiterklasse sprich Partei deswegen genommen, weil das eine Parteitagsdebatte war. Wenn da steht „unter Führung der Arbeiterklasse“, dann war damit klar, daß da Herrschaftsverhältnisse festgelegt wurden. Das ist einfach absolut eindeutig, da muß man sich den Ort ansehen, wo das ausgesprochen worden ist.

Zur Frage nach dem Menschenbild der sozialistischen Theorie – da müsse man noch tiefer gehen und die ganze Auseinandersetzung mit der marxistischen Theorie anmahnen: Das scheint mir in diesem Zusammenhang (wir sprechen von Sozialisation) zwar wichtig, und das ist zum Teil auch gemacht worden (also von einer ganzen Reihe von Philosophen, gerade im Westen), aber hier geht es eigentlich um die Wirkung auf eine bestimmte Bevölkerung und auch um die Frage, wie tief das gegangen ist. Ich kann aus eigener Erfahrung zum Nationalsozialismus sagen: Das hat auf eine bestimmte Art – ich war bei Kriegsende zwischen 12 und 13 – ungefähr gedauert, bis ich 17 oder 18 Jahre alt war, bis ich mich in der neuen Gesellschaft umorientiert hatte. Was man aber zuhause hatte, das waren immer noch die Argumente der alten Gesellschaft. Mir hat jemand erzählt, der in Kriegsgefangenschaft war in Rußland bis 1955, daß die dort versammelten Offiziere, die eigentlich keine

Nationalsozialisten waren, trotzdem den 20. April mit Kerzenlicht gefeiert hatten, weil sie kein anderes verbindendes Element wußten, was sie gewissermaßen in ihrer Opposition gegen die Russen damals zusammenschweißte, man wußte nicht, was man ihnen entgegensetzen konnte. Gemeinsame Demokratieideale hatte man nicht, der Staat zu Hause war zerbrochen, und da kam dann so was raus wie die Feier des 20. April.

Zuruf Sv. Prof. Dr. Hans-Adolf Jacobsen: Wann soll denn das gewesen sein?

Prof. Dr. Irma Hanke: 1955, das waren die letzten. Es ist mir das immer wie eine gespenstische Vorstellung erschienen, aber ich würde sagen, daß man sich klammert an Dinge, die eigentlich schon längst vorbei sind, weil man keine positiven Auswegmöglichkeiten hat.

Schließlich die Frage nach der primären Sozialisationsinstanz Familie: Alle Untersuchungen, die ich bislang dazu gelesen habe, besagen, daß trotz Kindergartenerziehung, trotz Kinderhort die Situation der Familie, und zwar einfach als Rückhalt, entscheidend war und daß sie teilweise höher angesiedelt wird als im Westen, weil offensichtlich dieser Gegensatz privat und öffentlich eine Rolle gespielt hat, also der Rückhalt in der Familie und die Werte der Familie trotz aller Einflüsse im Kindergarten – da kann man beibringen, daß Sozialismus eine schöne Sache ist usw. –, aber wie man im einzelnen mit diesen Werten umgeht, das lernt man in der Familie.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczyk: Schönen Dank, Frau Hanke. Wir werden jetzt jeden der hier oben sitzenden Herren, Herrn Bude, Herrn Dieckmann und Herrn Pollack, die Möglichkeit geben, auch zu antworten. Herr Bude bitte.

Dr. Heinz Bude: Ich will Ihnen mein analytisches Problem bei der Antwort auf die Fragen sagen. Die Idee des Staatsvolkes der kleinen Leute ist, glaube ich, die deutungsmächtigste Interpretation für die DDR gewesen, sie ist bis heute immer noch sehr wirkungsmächtig. Wenn man sich den Text von Gaus genau ansieht, merkt man, das ist eine tiefe Flakhelfermelancholie, die in diesem Buch drin steckt, nämlich von einer merkwürdigen Ablehnung der Bundesrepublik, aus der er kam, die er als eine verfettete Wohlstandsgesellschaft angesehen hat, hin zum melancholischen Blick auf eine Gesellschaft, die noch Werte, die noch etwas Unverstelltes hatte, wo es sozusagen den kleinen Bürger noch ohne Stilprobleme gegeben hat. Das ist sehr schön bei Gaus zu sehen, also eine ganz merkwürdige Mischung; im Grunde ist die DDR für Gaus eine Traumlandschaft, eine Traumlandschaft kleiner Leute, die auf eine merkwürdige Weise deutsch geblieben und nicht amerikanisch geworden sind. Das ist aber eine Deutung, die ist sehr wirkungsvoll geworden. Mein Problem ist, daß ich glaube, der Untergang der DDR, und wenn ich mir das ideologische Problem des Politbüros vor Augen führe, der Ruin des Politbüros war, daß diejenigen, die dann über Ungarn rausgegangen sind, junge Familien mit Autos waren, Menschen, die nicht von der Stasi verfolgt waren, die einen Ar-

beitsplatz hatten, die eine Wohnung hatten, denen es in der DDR gut ging, die einfach keine Lust mehr hatten, die einfach weggegangen sind, sich einfach umgedreht haben, die nicht gesagt haben, ich hab' Probleme mit der Inkonsistenz der sozialistischen Botschaft oder mit dem Antifaschismus. Sie hatten mit alledem gar keine Probleme, sind einfach weggegangen, hatten keine Lust mehr. Das ist für mich auch bis heute das schwer Verständliche, das waren die, die die DDR kaputt gemacht haben, indem sie gesagt haben, uns reicht es jetzt einfach, wir sind nicht verfolgt, uns geht's ganz gut, wir haben einen stabilen Arbeitsplatz, aber wir wollen nicht mehr. Und das ist das eigentliche Problem, das muß man versuchen zu verstehen, wie quasi diese Gesellschaft ausgebrannt ist in über 40 Jahren. Eine junge Generation sah, und das hängt viel mit Pop und dergleichen zusammen, daß irgend etwas an dieser Gesellschaft sich sozusagen verholzt hatte, womit man nicht mehr zurechtkam. Und meine Antwort bisher ist das Generationenkonzept, daß in den Generationen im Grunde die ideologische Legitimität der DDR-Gesellschaft sich nach und nach abgebaut hat. Das eigentliche Problem – ich überziehe das jetzt – ist die letztlich ideologische Dominanz der Weimarer Generation bis zum Schluß, deren Hauptproblem der Antifaschismus war. Das Hauptproblem war bei Honecker und anderen, wie konnte die deutsche Arbeiterklasse den Faschismus zulassen. Das ist bis zum Schluß das Hauptproblem der DDR gewesen. Dann hat es Generationen gegeben, für die das überhaupt kein Problem mehr war, und die haben ihre Definitionen innerhalb des herrschenden Designs der DDR nicht durchsetzen können. Was in der Bundesrepublik passiert ist, nämlich daß es einen Generationensprung gegeben hat von Weimarnern mit bestimmten Problemen hin zu Flakhelfern, die diese Probleme nicht mehr hatten, ist in der DDR nicht passiert. Günter Schabowski ist nicht wirkungsmächtig geworden mit seiner Generation in der DDR, und das ist das Problem. In der Bundesrepublik hat es den Übergang von Otto Brenner zu Heinz Kluncker gegeben, ich bleibe mal bei der Gewerkschaftsbewegung. Das war der entscheidende Punkt, das hat in der DDR nicht stattgefunden, wie man sehen kann – Manfred Krug „Spur der Steine“ –, da kann man analysieren, wieso das so gekommen ist

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczyk: Schönen Dank, Herr Bude. Herr Dieckmann bitte.

Christoph Dieckmann: Können Sie sich an Günter Gaus' Büchlein „Wendewut“ erinnern? Er wollte es „Die Überläuferin“ nennen; sein Verlag hat ihm abgeraten. Da gibt es eine wunderbare Szene. Der Erzähler des Buches, der pure Gaus, bringt die „Überläuferin“ heim bis in ihr Ost-Berliner Treppenhaus, und sie schaltet die Treppenhausbeleuchtung ein, wendet sich zum Gehen, und er haucht ihr noch einen Kuß auf die Wange, und sie entfernt sich und steigt hinauf in den dritten Stock, und er hört, wie die Tür hinter ihr ins Schloß fällt, und dann verlischt die Treppenbeleuchtung. Traurig geht der pure Gaus hinaus in die Nacht, und da steht, aus dem Gedächtnis zitiert, der Satz: „Und es schien ihm, als sei ihm eine Besonderheit abhanden gekommen.“ Das ist Günther Gaus' Abschied von der DDR. – Ich werde öfter mal von ratlosen Vertretern öffentlich-rechtlicher Medien – visueller oder auch gedruckter –

gefragt: Wie kommt es, daß die Ostdeutschen nicht mehr ARD und ZDF sehen, warum lesen sie nicht unsere Qualitätszeitungen, warum bleiben sie bei ihren gewendeten SED-Bezirksblättern, warum sehen sie das „Glücksrad“ usw.? Sind die immer noch apolitisch, satt von Propaganda, sind die so dumm, was ist das? Man muß verstehen, daß diese Frage selbstverständlich auch von einer väterlichen, von einer paternalistischen Kränkung handelt – nun hat man die Leute über Jahrzehnte so seriös aufgeklärt, dann reißen sie die Mauer ein, aber den nächsten Schritt tun sie nicht mehr, sich nämlich freudig der parlamentarischen Demokratie in die Arme zu stürzen. Ich versuche dann immer darauf hinzuweisen, daß wir selbstverständlich als ARD- und ZDF-Zuschauer auch während DDR-Zeit nichts als Unterhaltungsgucker waren. Wir kannten zwar sämtliche westdeutschen Minister und keinen der DDR, aber das betraf uns ja nicht, die wir nicht einmal die Möglichkeit hatten, uns an südafrikanischen Rassistenweintrauben zu versündigen. Wir waren Unterhaltungszuschauer. Umgekehrte Irritation: Als ich 1991 beim „Freitag“ anfang, der sich gerade als Mittelding aus der westdeutschen „Volkszeitung“ und dem „Sonntag“ begründet hatte, trafen ständig Manuskripte von westdeutschen Altlinken ein, deren Umfang sich nur nach Quadratkilometern bemessen ließ. Die Autoren waren dann immer sehr böse, daß man diese Texte nicht abdrucken mochte; nebenher gesagt, waren sie ästhetisch völlig unbedarft. Da staunten sie nun, daß sich die Ostler nicht auf ihre linke Herkunft ansprechen lassen wollten, ja im Gegenteil noch böse wurden und überdies völlig desinteressiert waren an jeder Art von Diskurs. Ich bin mit allem, was Frau Professor Hanke hier gesagt hat, sehr einverstanden, natürlich mit der Einschränkung von Herrn Pollack, daß der einzelne Mensch immer noch was anderes ist als die generelle Analyse. Aber das würden Sie ja nicht bestreiten, nicht wahr? Mir geht es mit dem, was Sie gesagt haben, so wie einem alteingesessenen Dörfner, der natürlich niemals den Ortschronisten abgeben wird, weil er eh schon alles weiß, was bei ihm in seinem Nest vorgefallen ist. Der Ortschronist muß immer der Zugereiste sein. Und zur Unterscheidung zwischen Mensch und Mensch möchte ich ihnen noch eine kleine letzte Geschichte erzählen, die spielt im Jahre 1972 im Lehrlingswohnheim in Sachsen und handelt von zwei Jungs aus ähnlichem Milieu, zwei Arbeiterkindern, der eine aus Sachsen-Anhalt, der andere aus Berlin. Sie waren beide am selben Tag im Musterungsgespräch gewesen. Der eine hatte sich zu 25 Jahren verpflichtet, er wollte Offizier werden, und der andere – mit 25 Jahren war da gar nichts –, den hat man wenigstens auf 3 Jahre, also verdoppelten Grundwehrdienst, trimmen wollen. Da hat der gefragt: Halbtags? Der mit 25 Jahren und der mit 3 Jahren halbtags gerieten aneinander, und der letztere fragte den Offiziersbewerber: „Und was machst du, wenn du an der Grenze stehst, und deine Mutter will rübermachen?“ Da sagte der künftige Offizier: „Da werde ich gut zielen, an der Grenze gibt es keine Mütter.“ Diese Geschichte ist mir jedesmal eingefallen, wenn ich von den armen kleinen Mauerschützen hörte und von den hohen Tieren, die ihnen das Töten *befohlen* hätten. Es unterscheidet sich immer der Mensch vom Menschen – unerklärlicherweise, glücklicherweise.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Dankeschön, Herr Dieckmann. Zum Schluß Herr Pollack bitte.

Prof. Dr. Detlef Pollack: Es sind eine ganze Reihe von interessanten Fragen gestellt worden, von Herrn Jacobsen, von Herrn Mocek, von Herrn Maser. Zunächst die Frage von Herrn Jacobsen, warum die Identifikation mit der DDR-Gesellschaft nach ihrem Zusammenbruch stärker war als möglicherweise während des Bestehens der DDR. Ich denke, daß man hier zeitlich sehr differenzieren muß zwischen der Zustimmung zu Werten des Sozialismus unmittelbar nach dem Zusammenbruch der DDR und der heutigen Zustimmungsbereitschaft zu solchen Werten. Sie ist nämlich im Laufe der Zeit nicht gesunken, sondern gestiegen. Wenn man die Werte unmittelbar nach dem Zusammenbruch der DDR sich einmal genauer betrachtet, kann man feststellen, daß in dieser Zeit die Werte der Demokratie wesentlich stärker akzeptiert gewesen sind als die Werte des Sozialismus. Auch z.B. Werte wie Ungleichheit, sofern sie auf Leistung beruht, also sich durch Leistung legitimieren läßt, waren damals genauso hoch akzeptiert wie im Westen Deutschlands. Das heißt, daß die jetzige Nostalgie, die jetzige Zurückwendung zu Werten des Sozialismus, die jetzige Skepsis gegenüber den Institutionen der Bundesrepublik sehr viel zu tun hat mit den Nachwendererfahrungen, mit dem Prozeß der Vereinigung, und wahrscheinlich weniger zurückzuführen ist auf Erfahrungen in der DDR. Daß man jetzt von einem gestärkten DDR-Bewußtsein sprechen kann, hängt dann möglicherweise auch damit zusammen, daß man sich selbst definiert in Abgrenzung von einer anderen Gruppe; man kann ja nur dann Identifikation herstellen, wenn man sich von anderen Gruppen abgrenzt. Die Bejahung einer DDR-Identität oder eines ostdeutschen Wir-Gefühls hat sehr viel damit zu tun, daß die DDR-Vergangenheit möglicherweise auch durch die öffentliche Diskussion entwertet worden ist, und wenn man jetzt sich zu ihr stellt, ist das gewissermaßen der Versuch einer trotzigen Selbstbehauptung gegenüber dieser Entwertungserfahrung.

Dann kam die Frage von Herrn Maser, ob man nicht doch von einer zunehmenden Auseinanderentwicklung von System und Lebenswelt sprechen mußte. Ich habe den Begriff der repressiven Organisationsgesellschaft verwendet, nicht den der Diktatur, und die Frage, die sich hier als erstes stellt, ist die, wie weit reichte eigentlich die Zugriffsmöglichkeit des Systems auf die Handlungsmöglichkeiten des einzelnen. Der Begriff der Diktatur oder des totalitären Systems unterstellt, daß dieser Zugriff auf die Lebenswelt, auf die Handlungsmöglichkeiten des einzelnen nahezu unbegrenzt gewesen sei, und das widerspricht der Erfahrung der DDR-Bürger. Ich würde den Satz umkehren: Die Differenz zwischen System und Lebenswelt hat sich im Laufe der DDR nicht verkleinert, sondern erhöht. Seit den siebziger Jahren kann man feststellen, daß es eine gewisse politische Liberalisierung gegeben hat, und diese politische Liberalisierung ging einher mit einer Ausweitung kultureller Spielräume. Das heißt nicht, daß sich die Repressivität dieses Systems völlig verändert hat, aber man kann sagen, daß die Möglichkeiten des Unterlaufens dieses Systems sich erweitert haben. Diese politische Liberalisierung ging merk-

würdigerweise damit einher, daß die ökonomischen Möglichkeiten des Systems schwanden, daß die wirtschaftliche Kraft zurückgegangen ist. Es kam also auf der einen Seite zu einem Prozeß der politischen Liberalisierung und zum anderen zu der von vielen gemachten Erfahrung einer ökonomischen Ineffizienz, die vor allem die junge Generation betraf. Diese hatte in den achtziger Jahren weniger Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs als ihre Väter- und Großvätergeneration. Es waren vor allem diese beiden Vorgänge, die den Prozeß des Abstandnehmens von der offiziellen Ideologie des Systems beförderten.

Ich möchte noch eine kleine Nebenbemerkung machen: Im offiziellen System waren Individualisierung und Selbstverwirklichung akzeptiert, so daß man sich im System darauf berufen konnte, ganz gleich, ob man sie selber in Anspruch genommen hat oder nicht. Man konnte gewissermaßen Möglichkeiten der Selbstentfaltung auch gegenüber dem System einklagen; und es war immer sehr wichtig, daß man abweichendes Verhalten durch eine Bezugnahme auf die offizielle Systemideologie legitimierte.

Zu der Frage von Herrn Mocek: Wieso hat eigentlich das System eine so geringe Durchschlagskraft gehabt? Ich will die Frage umkehren: Worauf beruhte eigentlich die Durchschlagskraft dieses Systems? Es gibt eine ganze Reihe von Antworten, die man darauf geben muß. Eine wichtige Antwort, denke ich, liegt darin, daß das System in dem Maße akzeptiert war, wie es ökonomisch leistungsfähig gewesen ist, und in dem Maße, wie diese ökonomische Leistungsfähigkeit zurückging, ging auch die Akzeptanz der DDR zurück. Das ist übrigens kein typisch ostdeutsches Phänomen, sondern auch im Westen Deutschlands kann man sagen, daß die Demokratie in dem Maße akzeptiert worden ist, wie sie Leistungen, und zwar im alltäglichen Leben wahrnehmbare Leistungen, produziert hat. Das verweist noch einmal darauf, daß in dem Augenblick, als die ökonomischen Schwierigkeiten der DDR im Alltag erfahrbar wurden, die Bereitschaft, sich diesem System weiterhin anzuschließen, zurückgegangen ist. Die von Herrn Bude benannte junge Generation – das waren genau diejenigen, die über lange Zeit hinweg von diesem System profitiert haben und in dem Augenblick dem System den Rücken kehrten, als klar wurde, daß man nichts weiter von ihm erwarten kann, daß es am Ende ist. Dahinter stehen also durch das System selber geweckte ökonomische, materielle Ansprüche, die es dann nicht mehr erfüllen konnte.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Vielen Dank. Wir treten jetzt in eine 15 minütige Pause ein.

Pause von 16.40 – 16.55 Uhr

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Wir können fortfahren. Als nächsten bitte ich Herrn Faulenbach, anschließend Herrn Meckel.

Sv. Prof. Dr. Bernd Faulenbach: Zunächst zur Frage der Gegengewichte zu der Erziehung zur Anpassung. Frau Hanke hat den Schwerpunkt darauf gelegt,

daß es im Grunde genommen eine Sozialisation mit der dominanten Linie der Anpassung gegeben habe. Da möchte ich gerne fragen, welche Gegengewichte es gegeben hat. Die Familie ist genannt worden, offenbar mit einer beträchtlichen Eigengewichtigkeit. Das entspricht dem, was ich von eigenen Untersuchungen her sagen kann. Es wird, jedenfalls wenn man heute Intensivinterviews durchführt, viel an eigenen Familientraditionen memoriert. Das müßte auch in den DDR-Zeiten so gewesen sein. Ich frage weiter: Ist die Schule in sich nicht differenzierter zu sehen? War die Schule wirklich eine derart homogene Sozialisationsinstanz gewesen? Wir besitzen bisher kaum Untersuchungen, die auf einer empirischen Grundlage basieren (es ist ja auch schwer, sie retrospektiv zu schaffen); es hat aber doch offenbar innerhalb dieser Kollegien gewisse Unterschiede gegeben, und Schule muß wohl nicht gleich Schule gewesen sein. Also: Könnte man nicht einige Differenzierungen vornehmen? Das Gegengewicht Kirche ist genannt worden, relativ gering gewichtet worden sind die Medien des Westens usw. Eine größere Bedeutung, aber nur für eine bestimmte Generation, hat dann offenbar eine gewisse Jugendsubkultur gehabt: Generell stellt sich natürlich die Frage, welchen Rang Kunst und Kultur in diesem Gesamtzusammenhang gehabt haben.

Die zweite Frage: Wir haben heute morgen schon über das Verhältnis von Systemebene und Lebenswelt gesprochen, Herr Pollack hat das noch einmal aufgegriffen, angeregt durch einen Frage von Herrn Maser. Ich finde, daß es über diese Frage in Diskussionen zwischen Westdeutschen und Ostdeutschen besonders häufig zu Mißverständnissen kommt, so daß ich mich gefragt habe, ob die für „Wessis“ selbstverständliche Differenzierung zwischen dem politischen System einerseits und der Lebenswelt andererseits, ob diese selbstverständliche Differenzierung, die Westgesprächspartner immer unterstellen, bei den in Ostdeutschland Sozialisierten so vorhanden sein kann. Ich habe es jedenfalls wiederholt erlebt, daß, wenn man sehr kritisch über die DDR sprach, mit einem Mal die Betroffenen selbst sich unmittelbar attackiert fühlten, weil sie sich dann eben doch als Teil des Systems gesehen haben, es ihnen also nicht möglich war, sich als unabhängige Wesen gegenüber diesem System zu begreifen. Zu fragen ist: Handelt es sich nur um Grenzen des Kategoriensystems, das diese Differenzierung nicht vornehmen kann, oder hängt dies nicht doch auch mit der Struktur dieser Gesellschaft und dieses Systems zusammen, die dadurch charakterisiert waren, daß diese Gesellschaft „durchherrscht“ war, Biographien und Alltag auch vom System durchdrungen waren, oder anders formuliert, daß es sehr schwer ist, gleichsam den „Eigensinn“ des Handelns unabhängig von dem übrigen System und der übrigen Gesellschaft retrospektiv zu benennen?

Dritter Punkt – zu dieser von Herrn Bude angesprochen Ost-West-Differenz: Herr Bude, die Wertorientierungen, die Sie genannt haben, entsprechen natürlich nicht mehr der Realität, aber das heißt nicht, daß die Wertorientierungen deshalb bedeutungslos sein müssen. Sie können ja weiter wirken, sie können auch politische Erwartungen noch in beachtlichem Maße prägen, und sie verlangen auch eine Symbolik in der Politik. Insofern wird es zumindest ein län-

gerer Prozeß sein, in dem diese Orientierungen sich angleichen, wobei ich gerne einräume, daß im Westen Unterschiede im Hinblick auf das Selbstbild ebenfalls zu konstatieren sind. Was die von Ihnen eingeführte Frage der neuen, der regionalen Identitäten angeht, da wäre zu fragen, ob nicht das Bewußtsein, eine Zeitlang zur DDR gehört zu haben, sich verknüpfen kann mit dem Bewußtsein älterer regionaler Identitäten. Anders formuliert – könnte nicht die traditionelle alte West-Ost-Differenz, die wir lange in der deutschen Geschichte auch mit spezifischen Ausformungen gehabt haben, gleichsam durch Traditionen der DDR oder die Prägungen in der DDR eine zusätzliche Färbung erhalten und damit auch längerfristig nachwirken, so daß wir ein Amalgam hätten von regionalem Sonderbewußtsein und spezifischen DDR-Prägungen?

Schließlich die Frage an Herrn Dieckmann: Sie haben die Identifikationen mit der DDR im wesentlichen auf eine Generation bezogen, wenn ich Sie richtig verstanden habe, wobei Sie sicher einräumen würden, daß es in jeder Generation auch wieder unterschiedliche Haltungen gegeben hat. Dann haben Sie in der zweiten Intervention gesagt – sieht man von der Aufbaugeneration ab, die sich besonders identifiziert hat, daß ansonsten bei den anderen Generationen eine bestimmte unpolitische Haltung letztlich dominant sei, die darauf hinauslaufe, sich nicht ganz auf das DDR-System einzulassen. Wirkt diese Haltung insoweit nach, als man sich auch nicht einlassen will auf das politische System der Bundesrepublik insgesamt? Würden Sie diese Haltung als eine unpolitische Tradition begreifen und sehen Sie diese als unproblematisch an?

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Schönen Dank. Bitte dann Markus Meckel, anschließend Gerd Poppe.

Abg. Markus Meckel (SPD): Ich möchte anschließen an eine Nebenbemerkung von Frau Hanke und an Äußerungen von Herrn Pollack in seinem zweiten Beitrag zur politischen Liberalisierung. Sie sagten, Frau Hanke, das DDR-System ließ Lücken, und beschrieben Beispiele, auf andere Weise zum Abitur zu kommen, und andere Möglichkeiten, sich dann seinen Lebensweg zu suchen. Ich bin nicht sicher, ob die Formulierung, wenn man sie genau überlegt, immer präzise ist, weil das, wie ich glaube, von verschiedenen Perspektiven her gesehen werden kann. Einerseits ist klar, jedes System hat Lücken, eine Gesellschaft ist nicht hundertprozentig lenkbar, das heißt, es gibt in jeder Gesellschaft Möglichkeiten, sich Lücken und andere Wege zu suchen, selbst in einer so stark staatlich und ideologisch durchtränkten, wie es die DDR war. Andererseits würde ich Ihnen aber auch zustimmen, daß es ganz bewußt Lücken gab. Ein Beispiel sind ja die Blockparteien, das heißt, daß es Parteien gab, deren Aufgabe die Einbindung in diese Strukturen und in dieses Herrschaftssystems war, wo aber Teile der Ideologie, z.B. der Atheismus, nicht erwartet wurden. Das heißt, von einem CDU-Mitglied wurde nicht erwartet, daß er Atheist ist, aber natürlich wurde erwartet, daß er der Herrschaftsform und dem Machtanspruch der SED in jeder Beziehung entsprach. Wo die SED merkte, daß die Gesellschaft nicht zu stabilisieren ist, hielt sie solche Mög-

lichkeiten offen, und gerade solche Lücken trugen dann wiederum zur Stabilisierung bei. Ich glaube, diese Doppelmomente muß man beachten.

Bei der Formulierung von Ihnen, Herrn Pollack, weiß ich nicht, ob man von politischer Liberalisierung reden kann. Ich glaube, eine politische Liberalisierung gab es nicht, denn es wurde an keiner Stelle in irgendeiner Weise ermöglicht, diesen Machtanspruch wirklich in Frage zu stellen. Aber es gab Phasen, in denen sich die SED so sicher fühlte, daß manches in dieser Gesellschaft möglich wurde, ohne daß offensichtlich Macht und Wahrheitsanspruch damit in Frage gestellt wurden. Je stärker sie sich fühlten, um so mehr konnten sie manche Dinge freilassen. Da gab es dann unterschiedliche Phasen, z.B. eben in der Kulturpolitik.

Zum zweiten – dann im Zusammenhang mit den Stichworten System und Lebenswelt: Hier würde ich Ihnen, Herr Pollack, auch widersprechen in bezug auf die Argumentation, weshalb Sie nicht den Begriff „Diktatur“ benutzen. Nach meinem Verständnis können Diktaturen sehr unterschiedlich sein. Mir ist das in den achtziger Jahren einmal sehr deutlich geworden, als ich einen chilenischen Emigranten intensiver kennenlernte, der mir erzählte, wie die chilenische Diktatur funktionierte. Ich behaupte, auch das war natürlich eine Diktatur, aber völlig anders. Da gab es Zeitungen, für uns völlig unverständlich – aber natürlich, wer etwas schrieb, konnte am nächsten Tag tot aufgefunden werden. Das war bei uns kaum der Fall, jedenfalls in den siebziger und achtziger Jahren. Das heißt, die Mechanismen und Strukturen von Diktaturen sind oft grundlegend unterschiedlich. Gleichwohl muß man auch festhalten, daß das Leben in der Diktatur nicht immer und in allen Dimensionen von dieser Diktatur geprägt ist. Hier denke ich an die Generation meiner Eltern. Wenn Kriegsteilnehmer – einer ist unter uns – später von ihren Kameradschaftserlebnissen im Krieg erzählten, waren das ganz wesentliche Erfahrungen ihres Lebens, die oft Freundschaften brachten, die sie das ganze Leben lang begleitet haben. Damit ist aber doch nicht gesagt, daß der Krieg gut ist. Genauso muß ich sagen, wir haben in der DDR doch prächtig gelebt, also ich kann es von mir jedenfalls sagen; gut, ich hatte die Nische Kirche. Aber wir haben doch in der DDR prächtig gelebt, bei allem, was es an Defiziten und Problemen gab, ich bedauere da kein Jahr, das ich in diesem Staat verbracht habe. Wir haben gefeiert, gelernt, geliebt und manches Sinnvolle getan. Aber deshalb ist diese Unterscheidung, die hier mehrfach angesprochen worden ist, zwischen dem System und dem eigenen gelebten Leben nun wahrhaftig sehr grundlegend! Natürlich enthebt uns das nicht der Verpflichtung, auch danach zu fragen, inwiefern mein eigenes Leben dann doch von mancher Anpassung, von manchem Kompromiß geprägt ist und von Dingen, die man heute lieber nicht so gern erzählt. Ich glaube schon, daß darüber das Gespräch noch zu wenig angefangen hat. Gleichwohl gibt es das Recht der Akzeptanz dieses gelebten Lebens, und es wäre schlimm, wenn östliche Biographien weiterhin weniger geachtet sind in Deutschland als westliche.

Zum dritten Punkt: Mir scheint es interessant und auch wichtig – vielleicht können Sie dazu etwas sagen –, daß viele ehemalige DDR-Bürger mit schlimmen Erfahrungen aus der Zeit des Kriegsendes, z.B. mit der Vertreibung aus den früheren Ostgebieten oder dem Sudetenland, dies ihren Kindern und Enkeln vielfach nicht mitgeteilt haben, offensichtlich um sie zu schonen. Ich kenne Leute, die auch in den fünfziger Jahren im Gefängnis oder in den vierziger Jahren in Speziallagern gesessen haben, wo erst nach 1990 über solche Erfahrungen gesprochen wurde. Welche Bedeutung hatten solche Erfahrungen für das Selbstverständnis in der DDR? Falls es da Erkenntnisse und Untersuchungen gibt, würde mich das sehr interessieren.

Nächster Punkt: Herr Pollack und auch Frau Hanke, Sie sprachen davon, wie Menschen ihre Identifikation fanden und dann ihren Weg gingen. Hier will ich auch nicht nur auf die Familien hinweisen. Das war sehr unterschiedlich. Bei manchen war es die Familie, aber es gab auch viele, für die es Freundeskreise oder die Kirche waren, wo sie den notwendigen sozialen Rückhalt fanden, um einen Weg des aufrechten Ganges zu gehen und auch durchzuhalten. Das war eine ganz wichtige Funktion dieser Kreise, der Friedensgruppen, oder wie immer sie sich selbst nannten. Das war für viele ein Stück weit gemeinsames Leben, in dem man sich gegenseitig stützte und half. Wichtig scheint mir auch die Widerstandstradition des Dritten Reiches. Ich habe viele Menschen nicht nur im kirchlichen Raum kennengelernt, für die z.B. die Geschwister Scholl oder andere Widerstandskämpfer oder Leute, die einfach versucht haben, etwas zu tun gegen die NS-Diktatur, eine große Vorbildwirkung hatten. Das galt selbst dann, wenn man glaubte, das System nicht ändern zu können. Man wollte etwas tun, um sich selber noch morgens im Spiegel ansehen zu können, oder mit dem großen Wort Václav Havels, um in der Wahrheit zu leben. Das spielte doch eine wichtige Rolle.

Letzter Punkt: Christoph, Du hast angesprochen die Frage der parlamentarischen Demokratie und den Mauerfall. Ich glaube, daß es richtig ist, daß wir einen großen Teil der Bevölkerung im Osten Deutschlands haben, für den die parlamentarische Demokratie noch sehr fragwürdig ist, und ich glaube, das ist eine Frage, mit der wir uns hier in dieser Runde künftig noch weiter beschäftigen sollten. Als wir uns 1989 entschlossen, eine Partei zu gründen, war dies ja nicht nur widersinnig vom System her, in dem wir damals lebten, oder stand jedenfalls völlig quer dazu, sondern es wurde auch für völlig widersinnig gehalten von vielen politischen Freunden aus der Opposition oder was man heute so nennt. Das heißt, die Tatsache, daß wir den Stein ins Wasser warfen, um eine parlamentarische Demokratie damit befördern zu helfen, und daß wir sicher waren, daß die irgendwann auch kommt – wir dachten, nur nicht so schnell –, das ist etwas, was nun wahrhaftig eine Minderheitensituation im Osten Deutschlands ist. Die Akzeptanz parlamentarischer Demokratie als gesellschaftlich gelebte Freiheit in einem System der Freiheit, das ist nicht die allgemeine Grunderfahrung der Bevölkerung des Ostens, und die Frage, vor der wir alle stehen, ist, wie kann man dieses stärker fördern.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Gerd Poppe, bitte anschließend Herr Elm.

Abg. Gerd Poppe (BÜNDNIS 90 / Die Grünen): Frau Hanke, Sie haben ziemlich zum Anfang Ihres Vortrages gesagt, daß eine Mehrheit an den Sozialismus bzw. an sozialistische Idealvorstellungen geglaubt hätte. Ich bezweifle das. Ich bezweifle, daß das zu irgendeinem Zeitpunkt der DDR so gewesen ist, und es gibt weder Untersuchungen noch Umfrageergebnisse von einiger Zuverlässigkeit aus damaliger Zeit, die dazu herangezogen werden können, und auch die heutigen sind durch andere Begleitumstände verfälscht und legen nicht eine solche Aussage nahe. Ist es nicht vielleicht doch mehr so, daß die vorgetäuschte heile Welt auf der einen Seite, also von seiten der Herrschaft, auf der anderen das vorgetäuschte Einverständnis auf der Seite der Beherrschten zwangsläufig hervorgerufen hat und daß es diese Beziehung zueinander ist, die das Typische dieser Gesellschaft ausmacht? Ich sehe nicht die Anpassung als die Hauptsache, sondern das, was Herr Pollack vorhin nannte, also Anpassung nebst Verweigerung – beides gleichzeitig, und dies eben nicht nur bei wenigen, sondern durchaus bei einer relevanten Größenordnung von Leuten.

Zweiter Punkt: Christoph Dieckmann hat sehr deutlich auf die Generationsunterschiede hingewiesen, und es liegt auch dann schon deswegen nahe, daß man von einer DDR-Identität nicht sprechen kann, weil die Unterschiede sowohl zwischen verschiedenen Zeiten als auch zwischen verschiedenen Generationen erheblich sind. Es ist wohl so, daß am ehesten noch die Generation, die Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre nahezu alle vakanten Stellen eingenommen hat, die einzige ist, die sich über einen längeren Zeitraum mit dem, was sie dort selber schuf, tatsächlich identifiziert hat. Immerhin hat diese Generation ja so fest im Sattel gesessen, daß zwei Nachfolgenerationen so gut wie keine Chance hatten. Brasch hat mal ein Buch geschrieben, das hieß: „Vor den Vätern sterben die Söhne“, der Titel benennt dieses Problem. Ich meine also, daß das Generationsproblem ein sehr wichtiges ist, zumal im Laufe der DDR-Geschichte klar wird, daß die geplante Sozialisation folgenlos, sprich erfolglos bleibt, daß der Widerspruch zwischen dem propagandistischen Anspruch der Führung einerseits und der Realität andererseits immer offensichtlicher wird, verschärft durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Nicht zuletzt wird das sogar sichtbar in der eigenen Formel der SED vom „realen Sozialismus.“ Die Relativierung der ursprünglichen Zielvorstellung war auch insofern ein Eigentor, als sie zugleich zu einem stärkeren Realitätszuwachs bei den Betroffenen führte. Für mich ist immer sehr entscheidend gewesen, und ich halte das überhaupt nicht für unpolitisch, daß die großen Utopien sich sukzessiv abbauten, schließlich bei der Mehrheit keine Bedeutung mehr hatten, daß sie zunehmend pragmatischen Vorstellungen wichen von einzelnen, aber auch von ganzen Gruppen, und dieser Pragmatismus hat sich auch letztendlich als erfolgreicher erwiesen.

Sie hatten vorhin die Unterschiede angesprochen von Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei im Vergleich zur DDR. Es ist schon sehr mutig gewesen, was 1968 dort viele getan haben, daß sie später die „Charta 77“ aufgebaut haben und ähnliches. In diesen Ländern trat die Skepsis gegenüber den großen Utopien sehr viel eher ein als in Ostdeutschland, wo sie vielleicht erst in den zweiten Hälfte der achtziger Jahre eine gewisse Rolle zu spielen begann, aber eben auch dort. Ich habe mir ebenfalls immer die Frage gestellt, wieso es diese Unterschiede gibt. Das eine ist sicherlich klar: Es gibt eine polnische nationale Identität, und die richtet sich nach Westen, das war damals so und das ist heute auch so. Die Polen sehen sich als einen Teil des Westens, auch die anderen genannten Völker. Die DDR hingegen war der westlichste Teil des Ostens, und vielleicht könnten diese Lage sowie die deutsche Vergangenheit, vielleicht auch besondere deutsche Eigenschaften eine Rolle gespielt haben. Aber ist es nicht möglich, daß von vielen Menschen in der DDR die Blockpolarität gesehen, nachvollzogen wurde im privaten Leben, letztendlich zur Erhaltung des Selbstwertgefühls gegenüber dem Westen? Wurde der Westen, auf den man immer gesehen hat, der immer mindestens wirtschaftlich eine Idealvorstellung verkörperte, gleichzeitig damit relativiert, daß man bestimmte Vorstellungen im Osten für sich selbst erhalten hat, schon aus dem einfachen Grund, weil ja das eigene Leben nicht einfach umsonst gewesen sein durfte? Dieses hält bis heute an und hat heute eine besondere Ausprägung.

Mir ist der Vergleich von geplanter und individuell bestimmbarer Sozialisation etwas zu kurz gekommen – vielleicht können Sie dazu noch etwas mehr sagen. Das individuell Bestimmbare ist mir zu kurz gekommen gegenüber dem riesigen Katalog von staatlich verordneter oder geplanter Sozialisation. Ich denke aber, daß für viele von uns die Möglichkeiten, die das Individuum hatte, sehr wichtig waren. Trotz aller Repression hat es zu allen Zeiten individuelle Spielräume gegeben, und der einzelne konnte Erstaunliches erreichen, und sei es auch nur, daß sich ein ganzer Apparat mit ihm allein beschäftigte, vgl. z.B. Havemann, Biermann u.a. Individuelle Beziehungen – Meckel hat sie eben schon mal angesprochen –, z.B. in Freundeskreisen oder innerhalb der Subkulturszene der siebziger Jahre, waren keineswegs unpolitisch. Später gab es den Bruch innerhalb dieser Kulturszene politischer Opposition. Der einzelne hatte im allgemeinen nur den Verlust von Privilegien zu befürchten. Ich rede mal jetzt nicht über die ganz schlimmen Repressalien, die wird auch keiner herunterspielen wollen. Wer auf Privilegien ganz bewußt verzichtete, konnte sich eher zur Wehr setzen, konnte eine eigenständige politische Sozialisation, um bei dem Begriff zu bleiben, erreichen, auch mit anderen zusammen in verschiedenen Gruppierungen bis hin zu den bekannten der achtziger Jahre.

Ich würde mir schließlich wünschen, wenn wir noch einmal auf Fragen, die Kowalczuk vorhin schon gestellt hat, zurückkämen: Eine davon betraf den Spielraum, eine andere war, ob denn diese „DDR-Prägung“ letztendlich erfolgreich gewesen ist und in welchen Punkten. Mir fällt immer noch dieser Blick nach oben auf, den viele Menschen beibehalten haben. Statt der Eingaben an Honecker gibt es jetzt immer noch eine starke Erwartungshaltung an

die jeweils Regierenden. Man erwartet, die müssen es dort machen, und man erhofft weniger von sich selbst. Im gleichen Zusammenhang steht auch die Haltung zur Demokratie. Zur alarmierenden Umfrage in der FAZ, wonach signifikante Unterschiede in der Haltung zur parlamentarischen Demokratie in Ost und West bestehen, würde ich Sie gerne fragen, wie Sie die Ergebnisse bewerten.

Letzte Bemerkung, noch mal auf die Schlußbemerkung von Frau Hanke zurückkommend: Sie haben gesagt, für das Überwintern in langen und kalten DDR-Zeiten war dieses Volk geeignet, nicht aber, um schnell in die neue Bundesrepublik einzusteigen. Da muß ich jetzt die Frage stellen: Warum war das so ein kurzer Frühling – oder in diesem Falle Herbst –, wo die Menschen nun einmal aus sich herausgingen, so daß wir sie vielleicht einen Moment überschätzt haben, um sie sogleich anschließend wieder zu unterschätzen? Sicherlich ist Subalternität keine Charaktereigenschaft, sie kann einmal durch Druck erzwungen, erzeugt werden, zum anderen aber auch durch Unterforderung. Ich glaube, das ist ein Punkt, den wir auch jetzt behandeln müssen – die permanente Unterforderung weiter Teile der Bevölkerung. Immer war schon jemand da, der wußte, wie es gemacht wird. Damals war das ein theoretisches Modell, heute geht es ganz handfest zur Sache. Aber auch jetzt ist schon immer jemand da, der weiß, was und wie es gemacht wird. Man wird selbst nicht so recht gebraucht, daraus entwickelt sich dann doch ein erhebliches Trotzgefühl, und das nennt man dann schließlich Identität.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Herr Elm bitte, anschließend Herr Hilsberg, dann Herr Fricke und dann Herr Wilke.

Abg. Dr. Ludwig Elm (PDS): Ich beschränke mich auf eine Frage, die ich an den Vortrag von Frau Professor Hanke anschließen möchte, eingeleitet mit der meiner Auffassung nach problemreichen und methodologisch anregenden Feststellung, daß nicht so sehr die Inhalte, sondern vor allem die Formen der Sozialisation das eigentlich Verwerfliche gewesen sind, und, wenn ich es richtig verstanden habe, auch mit ihrer Folgerung, daß die kontraproduktiven Wirkungen zum Umsturz sehr stark daraus ihren Ursprung abzuleiten haben. Erheblich finde ich das für die Analyse, aber gleichzeitig auch diese Gewichtung des Inhaltlichen zum Verständnis der zeitweiligen Wirksamkeit und der möglichen Nachwirkungen und auch, um den Ostdeutschen historische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das ist meine Frage an die Kollegen des Podiums und die Referentin, ob Sie einräumen, daß dabei die geschichtliche Bedingtheit insgesamt auch vom Soziologen und Psychologen stärker in die Analyse und Wertung einbezogen werden sollte. Ich beschränke mich hier auf einen dieser Werte, die Sie in der Aufzählung genannt hatten, internationale Solidarität, und ich akzentuiere es als Historiker. Das heißt z.B., daß die Generation nach dem Krieg unter dem Eindruck der Leistung der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg herangewachsen ist, unter dem Eindruck der Opfer, die den osteuropäischen Völkern abverlangt wurden, und auch, so wie die politische Konstellation war, an der Seite beträchtlicher Teile der nationalen Befreiungs-

bewegung. Das hat die Jugendbewegung, hat andere Initiativen mitgetragen. Also es gab die geschichtliche Bedingtheit dieser Werte vor dem Hintergrund, daß ich zustimme, daß davon ausgehend die differenzierte Wertung der Generationen vor dem ganz unterschiedlichen Erfahrungshorizont der jeweiligen Jahrgänge auch wichtig ist. Es ist für mich keine Frage, daß in den achtziger Jahren große Teile der jungen Generation angesichts der Stagnation der DDR und des ganzen Realsozialismus, der offensichtlichen Kluft zwischen den Verheißungen und der Realität sowie der fehlenden Bereitschaft, die Beschränkung persönlicher Freiheiten länger hinzunehmen, gar nicht mehr erreicht wurden von diesen Leitbildern und Werten.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Jetzt Stephan Hilsberg.

Abg. Stephan Hilsberg (SPD): Frau Prof. Hanke, ich muß gestehen, daß Ihr Vortrag bei mir auf einige Vorbehalte gestoßen ist. Ich will das mal an einem Beispiel benennen. Worauf Herr Elm eben abgehoben hat: Kann man denn wirklich einen Unterschied machen zwischen Inhalten und Methoden der in der DDR praktizierten Sozialisation? Ist so was statthaft? Oder ein anderer Punkt: Sie sagen, die Utopie des Marxismus sei auf die Realität des real existierenden Sozialismus verkürzt worden, und im Zusammenhang mit den zehn Geboten der sozialistischen Moral von Walter Ulbricht sprechen Sie davon, daß das Individuum hier unter Kuratel gestellt worden sei. Nun ist das 1958 passiert und war gewissermaßen die Antwort auf die zu Ende gegangene Phase des offenen repressiven Stalinismus. In dieser Zeit bemühte sich das System, seine Bindungsfunktion auf eine andere Grundlage zu stellen. Die Repression war aber vorher allgegenwärtig, und sie funktionierte auch ohne die zehn Gebote der sozialistischen Moral, einfach weil die Menschen unter den Bedingungen der Diktatur gar keine andere Wahl hatten, als sich so zu verhalten, wie sie sich verhalten haben, und auf 1953 sind Sie gar nicht eingegangen. Da haben sich die Menschen enorm dagegen aufgelehnt, und dies ist ja, wie jeder weiß, schiefgegangen. Die Repression war auch danach gegenwärtig. Ich habe schon den Eindruck, daß vieles von dem, was Sie hier erzählt haben, im Grunde genommen eine akademische Fragestellung ist, die mit der Lebenswirklichkeit als solcher nicht so schrecklich viel zu tun hat.

An Herrn Dieckmann möchte ich die Frage stellen: Ich kann das nicht so richtig nachvollziehen, daß eine gewisse Öffnung der DDR, die man in der Tat beobachtet hat, ihren repressiven Charakter überlagert habe. Auch die Jugendlichen, die sich der Rockmusik zugewandt haben, die also hier für sich Lebensräume entdeckt haben und ausnutzen konnten, die andere so nicht hatten, haben ja doch die gesamte Lebenswirklichkeit in der DDR gespürt. Und wenn in den siebziger Jahren eine Öffnung in Richtung Popmusik möglich war – 1988 an der Carl-von-Ossietzky-Schule haben die Schüler nach wie vor erlebt, daß im Instrumentenkasten dieses DDR-Systems die gesamten repressiven Instrumentarien alle noch vorhanden, alle Werkzeuge da waren. Und das war die Lebenswirklichkeit, unter der man gelebt hat.

Eine Frage an alle drei Podiumsteilnehmer zum Schluß: Können Sie etwas sagen zu dem Durchlaufen gesamtdeutscher Identität? Sie haben konstatiert – ich glaube, Herr Pollack war das –, daß die Bindungskraft der sozialistischen Ideologie von Generation zu Generation abgenommen habe. Es gab doch so etwas wie eine gesamtdeutsche Identität, die mit Sicherheit sehr stark war seit 1945. Ich habe sie – Jahrgang 1956 – kaum gespürt und zu meinem großen Erstaunen 1989 mit großer Wucht hereinbrechen sehen. Was war das? War das wirklich alte gesamtdeutsche Identität? War das Identität mit der alten Bundesrepublik? Wie kann man da eine gewisse Entwicklung konstatieren?

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczyk: Herr Fricke bitte.

Sv. Karl Wilhelm Fricke: Ich habe zunächst ein paar Fragen an Frau Hanke bzw. auch an Herrn Dieckmann. Ich bin ein bißchen überrascht, daß die Rolle der FDJ bei der Sozialisation überhaupt nicht erwähnt, geschweige denn diskursiv behandelt worden ist. Frage: Hat es überhaupt keine Rolle gespielt, was in der FDJ geschehen ist, hat sie keinen Einfluß gehabt auf die Sozialisation der jungen Generation? Gab es nicht doch zumindest bis zu den frühen fünfziger Jahren ein sehr starkes Engagement der Jugend in der FDJ und hat sich das dann erst allmählich abgebaut, nachdem die FDJ zur Kaderreserve der Partei verkommen war? In diesem Zusammenhang auch die Frage, welche Rolle die Organisationen der Jungen Pioniere und der Thälmann-Pioniere an den Schulen gespielt haben. Welchen Einfluß hatten sie auf die Kinder, und ist es nicht so gewesen, daß der Versuch, der jungen Generation sowohl in der Schule als auch im Studium insbesondere marxistisch-leninistische Ideale zu vermitteln, auch kontraproduktiv gewirkt hat? Ich erinnere mich eines Aufsatzes von Hanna Wolf aus den fünfziger Jahren, als sie ganz naiv feststellte, das Problem der jungen Generation besteht darin, daß sie die sozialistische Realität an den Idealen messe. Aber das waren ja die Ideale, die man ihr vorgegeben hatte und die nun in der jungen Generation zu kritischem Denken geführt hatten, ich denke z.B. an die studentische Opposition der fünfziger Jahre.

Eine letzte Bemerkung zu Herrn Pollack: Ich teile die Auffassung von Markus Meckel, und Gerd Poppe hat das ja eben auch schon angedeutet, und sehe keinerlei empirische Befunde, die es rechtfertigen, von einem Prozeß der politischen Liberalisierung in den siebziger und achtziger Jahren zu sprechen. Im Gegenteil, ich sehe lediglich, daß Repressionsmechanismen, die unverändert existierten, teils verschärft, teils flexibler gehandhabt wurden, aber jederzeit einsetzbar waren. Ich erinnere an die drei Strafrechtsergänzungsgesetze aus den Jahren 1973, 1977 und 1979, die alle eine Verschärfung des politischen Strafrechts gebracht haben, sicherlich ein Reflex auf die Auswirkungen des KSZE-Prozesses; das kann man doch nicht mit Liberalisierung gleichsetzen. Ich erinnere daran, daß es in den siebziger und achtziger Jahren eine absurde personelle Expansion der Staatssicherheit gegeben hat. Das spricht eigentlich auch gegen die Liberalisierung. Ich habe eher den Eindruck, daß die Herrschaftsmethoden flexibler geworden sind, daß dies gleichzeitig aber durch schärfere Repression oder wirksamere Repressionsmechanismen abgestützt

und flankiert wurde. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie dazu noch etwas sagen könnten, wobei ich dann abschließend daran erinnern darf, daß es ja auch, insbesondere eingeführt mit der berühmten MfS-Richtlinie 1/76, zunehmend Maßnahmen der Zersetzung gab, um widerständiges Verhalten in der DDR zu eliminieren. Aber das hat nichts mit Liberalisierung zu tun.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Manfred Wilke.

Sv. Prof. Dr. Manfred Wilke: Mich hat das Beispiel von der Jugendkultur sehr stark beeindruckt, das Herr Dieckmann herangezogen hat. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, daß die ersten, die in den achtziger Jahren gefordert haben, die Mauer muß weg, 1987 Ost-Berliner Jugendliche waren, die zusammengedroschen wurden, als sie einem Rockkonzert, das am Reichstag auf der anderen Seite des Brandenburger Tors stattfand, zuhören wollten. Damit bin ich schon bei einem Aspekt in Bezug auf Sozialismus, Sozialisation und Sozialismuswirksamkeit, der mir in diesen Erklärungsmustern zu wenig vorkommt, nämlich das sehr starke Bewußtsein von der Unaufhebbarkeit der nationalen Spaltung. Ich erinnere an die bitteren Worte von Egon Bahr, mit denen er nach dem Mauerbau 1961 – er hat sie 1987 oder 1986 publiziert – sich gefragt hat: Sind wir denn als Deutsche weniger mutig als die Algerier? Warum nehmen wir keine Bomben und sprengen die Mauer in die Luft? Warum? Es war das eherne Gesetz dieser Weltmachtkonfrontation, das in der DDR sozialistisch auftrat. Es war der Nachvollzug des sowjetischen Modells in Deutschland. Aus dieser Verfestigung heraus lag es nahe, den verbesserlichen Sozialismus, also die Reform des Bestehenden, aber nicht seine Beseitigung anzustreben. Solche Vokabeln wie „Liberalisierung“ der DDR betrachte ich als ein Rudiment der westdeutschen Diskussion. Es ist ja doch interessant, daß die Furore, die Gaus mit seiner Nischengesellschaft im Westen machte, zu den DDR-Deutungsmustern der Deutschland- und Entspannungspolitik gehörte, die – rückblickend ist das sehr deutlich – uns den Blick auf die Wirklichkeit der Diktatur, wonach Karl Wilhelm Fricke eben noch einmal gefragt hat, in den siebziger und achtzigern Jahren verstellte. Wir müssen auf die begriffliche Genauigkeit achten.

Ich will aber auf einen weiteren Punkt eingehen, nämlich auf die Frage: Sozialisation wofür? Die Widersprüche zwischen Theorie und Praxis des Sozialismus oder zwischen dem Wein, den die Parteiideologen predigten, und dem Wasser für die Massen sind schon thematisiert worden. Ich will an Robert Havemann erinnern, der 1975 die kulturelle Impotenz des Sozialismus an einem Gebrauchsgut deutlich machte, das gleichermaßen für unten wie oben in der DDR-Gesellschaft ein Wert war – am Auto. Havemann schrieb, die sozialistische Gesellschaft des sowjetischen Typs ist nicht fähig zu grundlegender technischer Innovation. Das ist aber ein Kriterium für eine neue und überlegene Gesellschaft. Die bürgerliche Gesellschaft war dazu fähig, und das wäre vom Sozialismus auch zu fordern. Aber was tun sie? Statt ein überlegenes gesellschaftlich konzipiertes Verkehrssystem anzubieten gegen die westliche Autogesellschaft, kopieren sie die westliche Autogesellschaft, nur natürlich viel

viel schlechter. Er hat eigentlich mit diesem Beispiel das getan, was Sie, Herr Dieckmann, an der Jugendkultur gezeigt haben. Es ist nichts Eigenständiges gekommen, sondern was jenseits von politischer Macht und der Effizienz von Geheimpolizei da war, war im Grunde genommen die schlechte Kopie des westlichen Originals – einer der Widersprüche, die 1989 dann aufgebrochen sind.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Danke schön. Wir sind damit am Ende der Fragerunde. Jeder Teilnehmer hier oben und Frau Hanke, die Teilnehmerin, hat eine Fülle von Fragen gestellt bekommen. Ich möchte Sie jetzt bitten, in einem kurzen Statement darauf zu antworten und möglichst nur eine oder zwei Fragestellungen tatsächlich auszuwählen. Als erster Herr Pollack.

Prof. Dr. Detlef Pollack: Ich kann ganz unmittelbar auf Herrn Wilke erst einmal reagieren. Ich glaube, daß diese Sicht auf die DDR, wie sie Sie jetzt eben gerade skizziert haben, zu einem ganz großen Teil zu den deutsch-deutschen Mißverständnissen, die wir erleben, beigetragen hat. Viele der Ost-deutschen machen aufgrund ihrer DDR-Erfahrungen eben einen Unterschied zwischen dem System und dem Leben in der DDR, und diese Erfahrung muß man einmal versuchen, ernst zu nehmen. Herr Dieckmann hat es vorhin versucht, indem er sagte, wir müssen uns die Geschichten erzählen. Aber wenn immer wieder gesagt wird, daß wir die Lebenswirklichkeit in der DDR nur vom System her verstehen können, dann kommt es genau zu dieser Trotzbehauptung, daß eben die DDR noch etwas ganz anderes war, was von außen her nicht wahrnehmbar ist.

Zunächst zum Begriff der Diktatur: Ich habe nichts gegen diesen Begriff, man kann diesen Begriff ohne weiteres nehmen. Ich frage mich nur, ob er unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten so aussagekräftig ist. Ich habe den Begriff der repressiven Organisationsgesellschaft deswegen gewählt, weil der Begriff der Diktatur gewöhnlich assoziiert, daß da irgendwo an der Spitze eines Systems ein Mann steht, der gewissermaßen alle Fäden in der Hand hat. Und das scheint mir nicht zutreffend zu sein für die DDR; auch dieser Mann, der an der Spitze gestanden hat, war ein Gefangener des Systems, er hätte machen können, was er wollte, aber er hätte niemals ausbrechen können. Zutreffender scheint mir der Versuch zu sein, die Herrschaftsmechanismen auf den Punkt zu bringen, und dann kann man sehen, daß die DDR-Gesellschaft eine überorganisierte Gesellschaft gewesen ist, in der man versucht hat, die einzelnen Lebensbereiche so zu organisieren, daß eben keiner ausbrechen kann. Die Frage ist aber nun, und das ist eine Frage, die sich automatisch aus diesem Ansatz ergibt, inwieweit das gelungen ist, und meine Behauptung ist, es ist eben nicht gelungen. Es ist an vielen Stellen nicht gelungen. Beginnen wir beim Betrieb, wo man meinen könnte, daß die wirtschaftliche zentrale Planung in der Lage gewesen ist, die gesamte betriebliche Struktur und den betrieblichen Ablauf zu organisieren. Genau das konnte aber diese Planung nicht leisten, sie hat sich selbst überfordert, und man könnte sogar umgedreht formulieren, gerade wenn man versucht hat, alles in den Griff zu nehmen, war man um so mehr darauf

angewiesen, daß die Arbeiter mitzogen, um die automatisch erzeugten Planungsdefizite wieder zu kompensieren. Da sieht man schon das enge Zusammenspiel zwischen System und Lebenswelt, das sich auch in anderen Bereichen zeigt.

Zu der Frage von Herrn Faulenbach: In ihr ging es darum, inwieweit die Ostdeutschen diese Differenz zwischen System und Lebenswelt überhaupt nachvollziehen. Sie haben dann unter anderem ein Beispiel gebracht, wenn man sie darauf hin anspricht, daß die Ostdeutschen auf einmal zu Verteidigern des DDR-Systems werden. Man kann daran sehen, daß die jeweils vollzogene Identifikation abhängig ist von der Situation, in der man steht, und von demjenigen, mit dem man gerade spricht. Gegenüber den Westdeutschen wurde man zum Verteidiger des Systems möglicherweise deswegen, weil man selbst mit diesem System angegriffen wurde. In einer anderen Situation, z.B. gegenüber anderen Ostdeutschen, hat man auf dieses System geschimpft. Nun mal ein Hinweis auf eine weit verbreitete Sprachregelung: man hat immer von „sie“, „die da oben“ und „wir“ gesprochen. An dieser Sprachregelung wird deutlich, daß man sich selbst in Differenz zu dem offiziellen System definiert hat. Die Identifikation kommt gerade dann zustande, wenn sie von außen her provoziert wird.

Dann noch einige weitere Punkte: Inwieweit kann man von einer politischen Liberalisierung sprechen? Ich denke, daß dieser Begriff natürlich relativiert werden muß. Man kann nicht davon sprechen, daß die SED jemals ihren Anspruch auf die Führung der Gesellschaft aufgegeben hat. An dieser Stelle gab es nie ein Zurückweichen, und zwar bis zuletzt nicht. Der Machtanspruch ist aufrechterhalten worden, das ist klar; Herr Fricke hat es bereits gesagt. Die Instrumente wurden aber sehr wohl flexibilisiert, und das hatte auch einige Folgen gehabt. Der wichtigste Punkt – Sie, Herr Fricke, hatten auch bereits darauf hingewiesen – ist die Öffnung der DDR in den siebziger Jahren nach außen hin, also der KSZE-Prozeß. In dem Maße, wie die DDR darauf angewiesen war, international eine gute Figur abzugeben, weil sie wirtschaftlich auf den Westen angewiesen war, in dem Maße konnte man sich eine Provokation innerer Konflikte, ein Öffentlichwerden von inneren Konflikten nicht mehr leisten. Das war auch die Devise des Staatssicherheitsdienstes. In den siebziger und achtziger Jahren ging es vor allem darum, feindliche Aktivitäten „vorbeugend“ zu verhindern. Wenn es zu einer personellen Aufstockung des Staatssicherheitsdienstes kam, dann ist das gerade ein Hinweis darauf, daß – so könnte man sagen – dem Falken Fesseln angelegt worden waren. Er mußte sich selber disziplinieren, er konnte nicht mehr so zugreifen, er konnte nicht mehr durch Terror die eigenen Machtansprüche durchsetzen, sondern wenn er auf der internationalen Bühne bestehen wollte, dann mußte er sich selber liberalisieren. Das bedeutet nicht unbedingt einen Gesinnungswandel, sondern eine Flexibilisierung der Herrschaftsinstrumente, die aber auf Grund der veränderten internationalen Lage notwendig gewesen ist. Es gibt eine ganze Reihe von weiteren empirischen Belegen – ich möchte einen nur ganz kurz anführen –, die den Begriff der Liberalisierung stützen könnten. So ist die Kampagne-

politik in den achtziger Jahren zurückgegangen, in den siebziger Jahren auch schon – darauf hat Herr Poppe hingewiesen –, das sozialistische Pathos hatte nicht mehr die Überzeugungskraft gehabt wie vorher, die sozialistischen Utopien bauten sich ab, die DDR gewann eine gewisse Normalität, ein gewisser Pragmatismus zog in die Amtsstuben ein, und das hieß, daß dem Bürger auch mehr Freiräume gegeben waren. Kritisch wurde es immer dann, wenn der einzelne versuchte, in die Öffentlichkeit hineinzuwirken. Also die Grenze war ganz klar markiert, und man wußte es auch ganz genau. Im privaten Bereich gab es eine ganze Reihe von Freiräumen, von Autonomiespielräumen. Aber wenn man die Grenze zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen überschritt, dann wurde es gefährlich, und das wußte man, darauf konnte man sich einstellen. Diejenigen, die sich nicht darauf eingestellt haben, hatten dafür auch spezielle Gründe, denn sie kamen an bestimmten Stellen in ihrer individuellen Selbstverwirklichung nicht mehr weiter. Sie gerieten an die Grenzen der Spielräume, die das System dem einzelnen ließ, und dann wurde die private Unzufriedenheit öffentlich und politisch.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Vielen Dank. Jetzt Herr Dieckmann bitte.

Christoph Dieckmann: Warum sind die Ostdeutschen der parlamentarischen Demokratie nicht jubelnd in die Arme gelaufen? Ich habe diese Analyse in der FAZ auch gelesen, die Frau Noelle-Neumann siegreich ans Ziel gebracht hat und an deren Ende zu lesen stand, daß die Ostler keine Demokraten seien mit Ausnahme der CDU-Mitglieder. Ich sage ja auch nicht, die Ostler sind keine Opportunisten mit Ausnahme der CDU-Mitglieder. Wenn man suggestiv fragt, kriegt man suggestive Antworten. Wenn die Ostler z.B. gefragt werden, finden Sie denn Demokratie gut, dann überlegt der Ostler und denkt an Rüstungsexporte, er denkt an die Umarmung zwischen Kohl und Li Peng, er denkt an die Anbetung des Kapitals, die Arbeitslosenzahlen, an das Abmontieren von Clara-Zetkin-Straßenschildern, und dann sagt er, nö, für die Demokratie bin ich nicht, und Frau Noelle-Neumann schreibt es auf.

Frage von Stephan Hilsberg: Hat das Erlauben der Rockmusik, dieser Satz von Honecker, man darf die Westmedien ein- und wieder ausschalten, hat das den repressiven Charakter der DDR überlagert? Überlagert vielleicht, nicht beendet, nicht einmal abgeschwächt. Man hat sich mit dem Staat in einem Agreement befunden. Dieses Agreement läßt sich nennen ein Blues-Agreement. Herr Eppelmann hat ja in Ost-Berlin immer diese Blues-Messen veranstaltet. Die hatten mit Blues überhaupt nichts zu tun, die hatten ein aufklärerisches, kämpferisches, emanzipatorisches Pathos, was der Blues nicht hat, das ist nämlich eine Abfindungsmusik. Diese Musik besagt, ich finde mich ab, ich bin dem, was mich so bedrückt, eigentlich noch dankbar dafür, daß es mir Gelegenheit gibt zu so schöner Klage. Das ist so ähnlich, wie wenn sie Josef Roth lesen, es ist wunderschön, weil es so traurig ist. Das ist wahrscheinlich das Erbe meiner Generation, die Musik, die Literatur, die Kunst nicht als ein Medium zur Verbesserung der Realität zu nehmen, sondern als einen Ersatz.

Irgendwann in einem frühen Buch von Arnold Zweig steht die manieristische Frage: Blieb Lesen nicht berauschender als Leben? Ja, so war es in der DDR. Diese *reservatio mentalis* hat uns geprägt, dieses „I keep my fingers crossed“ der amerikanischen Wehrdienstverweigerer, die den Eid leisten, aber nicht im Herzen. Das ist unser Erbe. Manfred Wilke sagt, was in der DDR an Musik passiert sei – man muß das nicht auf die Musik einengen –, sei nur eine miese Kopie des amerikanischen Originals gewesen. Das war es keineswegs. Es gab furchtbare Obskuritäten und Anbidereien in der DDR-Kunst, aber es gab auch Dinge, die unvergänglich die siebziger und achtziger Jahre für meine Generation beschrieben haben. 1990, in den Wendewirren, erschien von der Berliner Rockband „Zitty“ eine Platte, die völlig unterging und deren Titel schon klang wie das Pfeifen im Walde, die hieß nämlich „Keine Angst!“ Auf dieser Platte findet sich der Grabspruch meiner DDR-Generation: „Irgendwo stehst Du am Fenster, wir sind wieder irgendwer, Vögel fielen aus den Nestern, heute ist ein Tag wie gestern. Warum schaust Du hinterher?“

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczyk: Schönen Dank, Christoph Dieckmann. Als nächster Herr Bude bitte.

Dr. Heinz Bude: Ich möchte auf einen Punkt hinweisen, das ist nämlich die nachträgliche Abstandnahme zwischen der DDR (oder zwischen Ost-) und Westdeutschland, mit der wir es im Augenblick zu tun haben, das, was Herr Pollack ganz zu Anfang auch gesagt hat, daß viele der Neuidentifikationen mit der Erzählgemeinschaft DDR, etwas mit den Wendeerfahrungen und dem, was danach passiert ist, zu tun haben. Ich glaube, es gibt ein relativ starkes Legitimitätsproblem in Ostdeutschland, über das man sich wirklich Klarheit verschaffen muß. Es macht für uns kein Problem, wenn es aktive Gewinner und passive Verlierer gibt, das ist für uns kein Legitimitätsproblem. Ein Legitimitätsproblem tritt dann auf, wenn es passive Gewinner und aktive Verlierer gibt. Und das scheint mir für die DDR ein großes Problem zu sein, daß es relativ viele passive Gewinner und aktive Verlierer gibt. Dieses Legitimitätsproblem, glaube ich, ist einer der Gründe für die nachträgliche Abstandnahme, mit der wir es zu tun haben, und die Regionalisierung des Bewußtseins ist eine Antwort des Identitätsbewußtseins auf dieses Problem. Wir können soziologisch relativ klar sagen, daß die diffuse Legitimität einer Gesellschaft sich nicht zuerst und nicht unbedingt aufs politische System bezieht, sondern etwas mit der alltäglichen erfahrbaren Legitimität, davon, wie sich Leistung auszahlt, wie man sein Leben einrichten kann, zu tun hat. Da kommen jetzt die Strukturen langer Dauer, die etwas mit alten regionalen Traditionen zu tun haben, an, die so etwas wie Konstellationen sozial-moralischer Milieus zeigen, die eine lange Legitimitätstradition versichern. Wir können das relativ gut für die ländlichen Gebiete der DDR sagen. Es passen in manchen Gebieten die Max-Weberschen Analysen der ländlichen Sozialverfassung (für Mecklenburg passen sie noch ganz gut). Es kommen aber interessante Anschlüsse dazu. Das muß man jetzt genau analysieren, inwieweit neue Figuren, die DDR-Kollektivierung in der Landwirtschaft, neue Sozialfiguren hervorgebracht haben und wie die sich jetzt einpassen oder nicht einpassen in einer lang herge-

kommenen ländlichen Sozialverfassung etwa in Mecklenburg. Ich glaube, das ist ein ganz wichtiger Punkt.

Ein zweiter Punkt – noch etwas zur Legitimität der DDR: Herr Poppe hat, und darüber gibt es eine weite Diskussion, gefragt: War die DDR überhaupt eine Gesellschaft? War es nicht eine Phantomgesellschaft? Da gibt es eine große Diskussion im Augenblick. Mir scheint ein Zwischending wichtig zu sein: Es war offenbar auch eine Aushandlungsgesellschaft, was Herr Pollack betont hat, und in dieser Aushandlungsgesellschaft gibt es Spielraum und Verriegelung, und merkwürdige Kompetenzen kommen aus dieser Doppelheit hervor. Aber ich glaube, es gibt etwas Gemeinsames für alle gelernten DDR-Bürger, das ist die Konditionierung auf politische Lösungen für soziale Probleme, daß quasi das Primat der Politik doch einen tiefen sozialisatorischen Effekt hat, nämlich daß es für die Probleme von Gesellschaften im Prinzip politische Lösungen gibt. Ich glaube, das läßt sich auch relativ gut zeigen; in der alten Bundesrepublik glaubt das nur noch eine Minderheit.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Vielen Dank Herr Bude. Das Schlußwort gewissermaßen hat nun Frau Hanke.

Prof. Dr. Irma Hanke: Ich werde Herrn Jacobsen nicht mehr ausdrücklich antworten, weil nämlich Herr Dieckmann im Grunde genommen die Antwort gegeben hat. Es ging um die Frage, warum keine Demokratiezustimmung jetzt und warum junge Leute bestimmte marxistische Vorstellungen, die ihnen anezogen wurden, hier jetzt in der derzeitigen Situation durchaus bestätigt sehen. Das zweite ist die Frage, daß immer gesagt wird, der ökonomische Zusammenbruch oder das ökonomische Nichtfortkommen der DDR hat dazu beigetragen, daß die Legitimität sank. Das stimmt sicherlich, aber es stimmt doch nur in einem vermittelten Rahmen. Also das, was man beispielsweise, und ich halte das nicht für einen Nebeneffekt, bei der Lektüre von Literatur aus der DDR, bei Gesprächen oder auch eben in den von Ihnen zitierten Songs von „Zitty“ wiederfand, das ist die Wiederkehr des immer Gleichen. Daß Leute mit 22 in ihren Beruf eintraten und wußten, es ändert sich eigentlich nichts mehr, das war doch tödlich. Und daß irgendwann mal Bewegung unter die Decke kommen mußte, das muß man eigentlich reflektieren. Dann gab es den Ausreisantrag, weil es keine öffentlich auszutragenden Gegensätze gab. Ich glaube, es wäre dem Staat besser bekommen, es hätte ein paar wirklich öffentlich durchgezogene Prügeleien gegeben – ich sage das jetzt also nicht, weil ich es gewünscht hätte –, daß irgendetwas einmal öffentlich geworden wäre. Das war das Trostlose, daß das alles unter der Decke blieb und eigentlich sich nichts mehr ändern konnte, auch an den Lebensentwürfen für junge Leute.

Herr Faulenbach hat dann zu Recht gefragt nach den Gegengewichten zu der geplanten Sozialisation. Natürlich sind die Gegengewichte, die sich bilden, immer individuell, einzelne und unterschiedlich. Ich bin auch davon überzeugt, was angeführt worden ist, daß es sowohl in der Schule einzelne anders handelnde Lehrer (das ist in dem Gutachten von Dr. Bernd-Reiner Fischer für

die erste Enquete-Kommission sehr gut dargestellt) als auch innerhalb der einzelnen Organisationen bis hin zur FDJ Möglichkeiten von Anderssein, selbständigem Agieren, eigenständiger Diskussion und dergleichen gegeben hat. Aber das waren persönliche Konstellationen, die einzelne Leute ermöglichten, sie waren aber nicht die vom Staat begünstigte Form. Vom Staat begünstigt war in der Tat eine gewisse Form von Subalternität. Man konnte dagegen halten, und das haben auch viele Leute getan, aber das war eine persönliche Entscheidung, und das scheint mir ganz wichtig.

Die Frage von Herrn Poppe mit den sozialistischen Vorstellungen: Es gibt jetzt doch eine Reihe von Untersuchungen des Leipziger Jugendinstituts (die kann man sehr kritisch betrachten, die sind aber in westlicher Literatur noch einmal nachuntersucht worden), aus denen man weiß, daß es damals nun üblich war, man konnte sich zu nichts anderem bekennen als zum Sozialismus. Es scheint doch so, daß also ein bestimmtes Grundvokabular vorhanden war, und zwar möglicherweise auch, da das hier mehrfach angesprochen wurde, weil man sich in irgendeiner Form gegenüber den anderen absetzen wollte. Und ist es nicht gut, an die Solidarität der unterdrückten Völker zu glauben? Das ist doch etwas Positives. Ist es nicht gut, an die Verbesserung der Welt durch Arbeit, an die gleichberechtigte Teilhabe der Geschlechter und ich weiß nicht was alles zu glauben? Das hatte auch gewissermaßen eine Trostfunktion für den einzelnen, der in dieser Gesellschaft lebte, und man sagte, man kann doch damit durchaus auskommen, wenn man sich sozusagen die Rosinen aus dem Kuchen pickt, die da angeboten werden. Das hat auch für viele eine ganz entscheidende Rolle gespielt und nach meiner Meinung eben dann dazu geführt, daß sich das gemischt hat mit den spezifisch deutschen, den eben benannten unpolitischen Traditionen. – Herr Poppe, ich habe nicht gesagt, dieses Volk hat sich hinterher nach harten Wintern nicht der Bundesrepublik anpassen können, sondern ich habe gesagt, die Lebensformen damals, nämlich die unpolitischen Lebensformen – also das Sichraushalten –, das war gut in der DDR, aber jetzt ist es eigentlich falsch. Und das habe ich gemeint, also ich habe nicht die Bevölkerung dieses Staates irgendwie herabsetzen wollen, sondern nur gesagt, daß diese Formen, mit denen man sich arrangiert hat, eine ganz bestimmte Gesellschaft ihrerseits wieder voraussetzten und daß unsere Gesellschaft andere Formen der Aktivität voraussetzt und einfordert. Diese Übergangszeit hat viele überrollt, sie hat viele plötzlich mit Dingen konfrontiert wie Arbeitslosigkeit und Ungerechtigkeiten auch im persönlichen Umfeld, gar nicht einmal immer hervorgerufen durch Westbewohner, sondern auch durch aufgearbeitete Konflikte von vergangenen DDR-Jahren, die dann häufig in irgendwelche Berufsentscheidungen mit eingeflossen sind. An Hochschulen ist das ganz deutlich, daß da einige Heimzahlungsmechanismen eine Rolle spielen. Ich meine aber, daß die Möglichkeiten des Individuums, daß in einer solchen Gesellschaft, die an und für sich sehr beschränkt war, auch die kleineren Auswege – also die Tatsache, daß man nur ein Buch lesen konnte, was dann aber bedeutend wurde für viele Leute – viel mehr Effekt gehabt haben als eine sehr breite und offene Gesellschaft. Die Schwierigkeiten

bestehen zudem darin, daß man mit moralischen Meinungen und Haltungen, die in der früheren DDR völlig eindeutig waren und ausreichten, jetzt nicht mehr über die Runden kommt, daß man jetzt andere Haltungen entwickeln muß. Das ist schwer zu lernen, denn man kommt in eine Gesellschaft, die einfach vorgeformt ist, festgefahren, durchreguliert, und in der sich nun die Bürger von ehemals aus einer sehr durchregulierten Gesellschaft plötzlich als die Neuerer fühlen müssen.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Wir sind damit am Ende unserer Veranstaltung. Mir bleibt am Ende vor allen Dingen, unseren Referenten, Frau Professorin Hanke, Herrn Dieckmann, Herrn Dr. Bude und Herrn Prof. Pollock, für diesen produktiven Nachmittag – ich glaube auch im Namen der Enquete-Kommission – zu danken und übergebe dann das Wort an Herrn Eppelmann. (Beifall)

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Ich möchte jetzt noch darauf hinweisen, daß wir knapp zwei Stunden Pause haben und dann noch einmal mit Schriftstellern und zugleich Psychologen ins Gespräch kommen können.

Pause von 18.05 bis 20.25 Uhr

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Liebe Kollegen, liebe Kollegin, ich möchte Sie nochmals herzlich um Verständnis dafür bitten, daß wir einige Minuten später angefangen haben. Wir taten dies in der Hoffnung, daß der angekündigte und verbindlich zugesagte Jürgen Fuchs auch unter uns sein wird. Aber wir haben inzwischen erfahren, daß er einen Motorschaden hat, und dann dürfte es also sehr unwahrscheinlich sein, daß er zu einer Zeit, zu der wir dann auch noch etwas von ihm haben, hier sein kann. Der stellvertretende Vorsitzende sagt, wir haben ja mindestens einen weiteren der schreibenden Zunft unter uns, auch einen, der etwas zu sagen hat. (Beifall, Gelächter)

(Jürgen Fuchs trifft ein.)

Ja, unsere Freude ist nun doppelt groß. Ich versuchte gerade zu erklären, Jürgen, warum Du nicht kommen kannst, und nun bist Du hier. Sie werden aber hoffentlich nicht verärgert sein, nachdem ich Ihnen nun schon den anderen Schreibenden angekündigt habe, das ist nämlich der neben mir sitzende Karl Wilhelm Fricke. Ursprünglich waren für dieses Podium sowieso drei Personen vorgesehen, so daß wir dachten, daß es auch nicht schaden kann, wenn jetzt nicht zwei hier vorne sitzen, sondern drei. Wir haben mit Absicht diese drei Menschen eingeladen, weil wir ein Stück von der Erkenntnis ausgegangen sind, wer sich einem Land, wer sich seinen Menschen und ihrem Leben nähern, ein Stück davon verstehen und begreifen will, muß es entweder selbst erlebt haben oder sich von diesem Leben erzählen, berichten lassen, damit es ihm nahe kommt. Darum ist es eben auch so ungeheuer wichtig, was Herr Dieckmann heute nachmittag gesagt hat, daß wir von dem erzählen, was unsere Biographien und unser Leben ausgemacht hat. Die, die hier sitzen, zumindest Frau Schubert und Herr Fuchs, sind Menschen, die nicht nur schreiben,